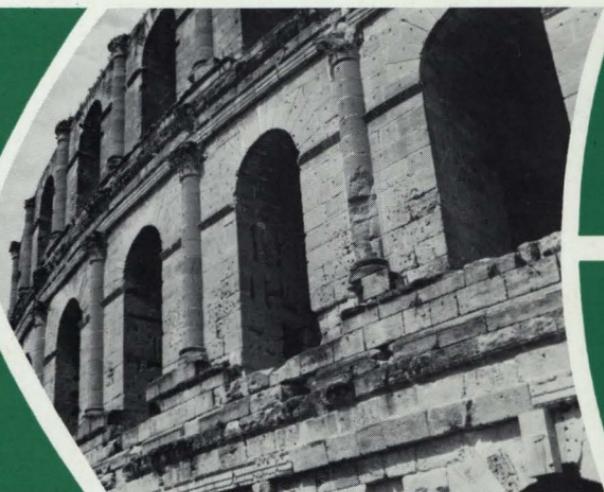




# DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



## NORDAFRIKA

Antike – Christentum – Islam

Titelbild  
Fassade des Amphitheaters von Thysdrus (El Djem).

Alle Rechte vorbehalten, Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.  
© Verlag Die Karawane - Ludwigsburg 1978  
Satz und Druck: E. Wachter, Bönningheim

DIE KARAWANE  
19. Jahrgang 1978 – Heft 1/2

# NORDAFRIKA

Antike – Christentum – Islam



herausgegeben im  
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG  
mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen und des  
Büros für Länder- und Völkerkunde  
Ludwigsburg

# INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
<i>Universitätsprofessor Dr. Otto Kaiser</i>	
SALAMMBO, MOLOCH UND DAS TOPHET . . . . .	3
 <i>Elfriede Storm</i>	
WELTGESCHICHTE IM SCHATTEN DES „AFRIKANISCHEN KOLOSSEUMS“ . . . . .	25
 <i>Elfriede Storm</i>	
LIXUS – ANTIKE INDUSTRIESTADT AM ATLANTIK. . . . .	57
 <i>Dr. Hans Seewald</i>	
CHRISTENTUM UND ISLAM – ZWEI BRUDERRELIGIONEN . . . . .	95
 <i>Gymnasialprofessor Hans Graef</i>	
DIE FRANZÖSISCHE KOLONISATION NORDAFRIKAS . . . . .	117
 ANMERKUNGEN . . . . .	130

## SALAMMBO, MOLOCH UND DAS TOPHET

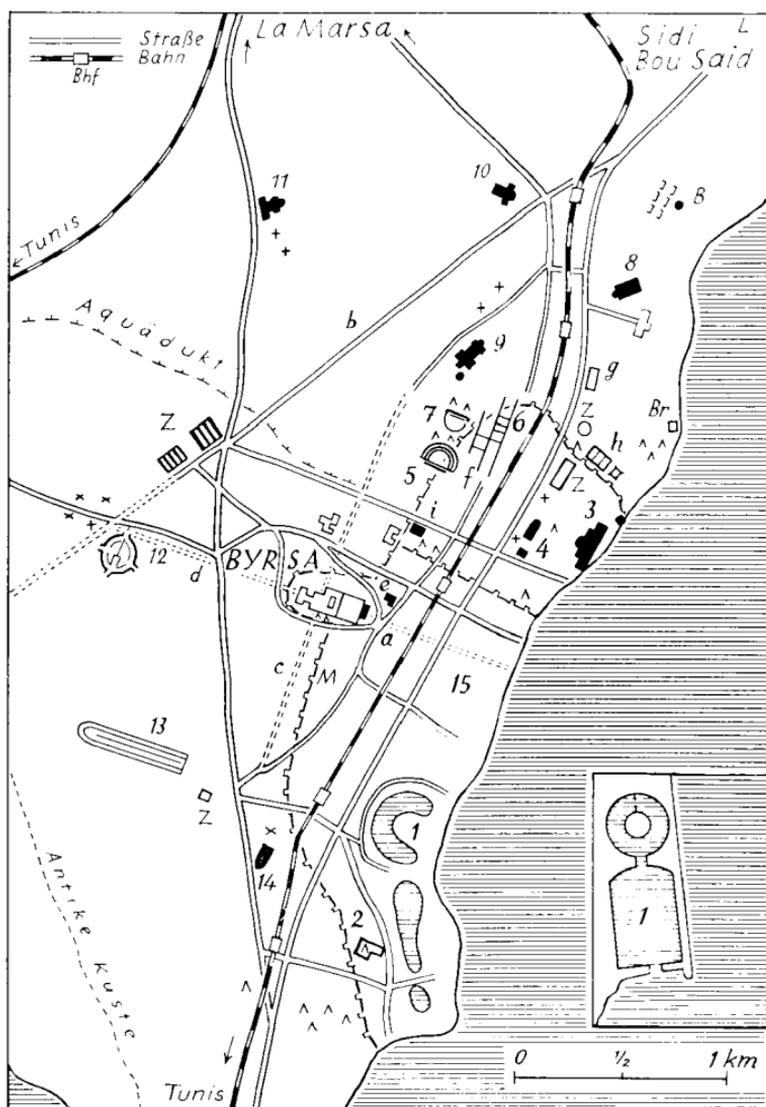
*Erwägungen zum Kinderopfer der Karthager*

Otto Rößler zum 70. Geburtstag

### I.

Wenn die Schnellbahn von Tunis nach Sidi Bou Said die Landzunge von La Goulette hinter sich gelassen und in den von Gärten aufgelockerten Vor- und Badeorten der Küste untergetaucht ist, hält sie nach wenigen Minuten an einer Haltestelle deren Name „Salamambo“ den Reisenden beunruhigt, so daß er neugierig aus dem Fenster schaut, um sich, von dem Ausblick ratlos gelassen, alsbald wieder sinnend auf seiner Bank zurecht zu rücken und seinen Gedanken nachzuhängen: „Salamambo?“ wo hat er diesen Namen gehört? Vielleicht muß sein Gedächtnis Jahrzehnte überspringen, bis er sich wieder auf der Schulbank findet und seinen Französischlehrer vor sich sieht, der von Gustave Flaubert, dem Dichter der „Madame Bovary“ und der meisterlichen „Salamambo“ berichtete. Und wer den 1862 geschriebenen Roman gelesen hat, braucht einige Minuten, um mit seinen Gefühlen ins reine zu kommen und die Assoziationen zu ordnen, die aus der Erinnerung aufsteigen.

Vielleicht ist es zunächst ein Wechsel von Farben, von Scharlach und Purpur, Nachtschwarz und Blau, gleißender Helle und schwelendem Dunkel, aus dem sich wiederum Scharlach und Purpur herauslösen, um alsbald in einem von Rauch erfüllten Dämmern zu verschwimmen. Und aus dem Gewoge der Farben und Schatten lösen sich schließlich scharf und fast mitleidlos deutlich erkennbare Gestalten. Da erscheint als erste Salamambo, die Tochter des Hamilkar Barkas, deren Herz von Augen, Armen und Lippen des lybischen Rebellen Matho unheilbar verwundet ist. Ihr folgt Matho selbst, der wie ein großer Junge durch die Erzählung wandert und mit dem entlaufenen Sklaven Spendius den Söldneraufstand anführt, dabei Karthago an den Rand des Abgrunds drängt und in dieser Stadt doch letztlich immer Salamambo meint, bis er gefangen durch die Gassen der Stadt gejagt und zu Tode geprügelt zu Füßen der Terrasse zusammenbricht, auf der Salamambo thront. – Und während dies Bild verschwimmt, die Szene wechselt, rasen Elefanten, durch berauschende Gewürze außer sich gebracht, in ihrem leuchtenden Mennigeanstrich und



Plan von Karthago. 1 Kriegs- und Handelshafen (Kothon), 2 Heiligtum für Baal Hammon (Moloch) und Tanit (7.–2. Jhdt. v. Chr.), 3 Antonius-Thermen (145 bis 162), 4 Kirchen von Douimes-Dermech (6. Jhdt.), 7 Odeum (um 200), 8 Sog. Cyprian-Kirche, 9 Kirche Damous-el-Karita, 10 Basilica maiorum, 11 Kirche Bir-Ftouha, 12 Amphitheater (2. Jhdt.), 13 Circus, 14 Kirche Bir-Knissia, 15 Stelle des Forum; a Säulenhalle auf der Byrsa, b Grenzlinie der Limitation, c Cardo und d Decumanus, Achsen des römischen Straßennetzes, e Märtyrer-Kapelle, f Cryptoporticus, g Stätte des Demeter-Ceres-Heiligtums (seit 396 v. Chr.), h Röm. Militärlager, i Christl. Kapelle, B Becken, Br Brunnen der 1000 Amphoren, M Stadtmauer punischer Zeit, Z Zisternen. Gräber: A punischer, x römischer, + christlicher Zeit.

mit ihrem Sporn vor der Brust wie eine Flammenwalze über die Ebene, um alles zu zertrampeln, was sich ihnen entgegenstellt. – Und wieder ein anderes Bild: Geier schweben über Tälern, in denen die hoffnungslos von der Außenwelt abgeschnittene Söldnerarmee aufbegehrend und zusammenbrechend ihr stummes Ende unter der Glut der afrikanischen Sonne erwartet. Später wird ein Späher auf satte Löwen stoßen und auf dem Rückweg selbst von den Bestien zerrissen werden. – Und dann erscheint, alle anderen Gestalten überragend und hinter sich lassend, der Sufet Hamilkar Barkas, ein Mann, der die Leidenschaft seines Herzens und mehr noch seines Willens unter einer beherrschten und beherrschenden Kühle verbirgt, wenn es sein muß, vor keiner Grausamkeit und keiner List zurückschreckt; und überdies der Vater des Knaben Hannibal. Daß der Retter Karthagos der Eroberer der iberischen Halbinsel und der Knabe der Mann sein wird, vor dem Rom erzittert, ist gegenwärtig, ohne daß es gesagt wird.

Hamilkar, der Vater Hannibals, – dieser Name führt die Erinnerung auf die Spur einer Szenenfolge, in welcher die ganze Meisterschaft des Franzosen, in der unbeteiligten Sprache des Berichterstatters eine in Leiden und Lüsten erglühende Welt einzufangen<sup>1\*</sup>, ihren überzeugenden Ausdruck findet. Dabei wechselt der Erzähler von den Belagerern zu den Belagerten hinüber, die Welt der einen wie der anderen mit der gleichen Genauigkeit schildernd und uns so immer wieder vor einer einseitigen Parteinahme bewahrend, damit wir am Ende des Buches wenn die Augen des sterbenden Matho die der todesbereiten Salamambo suchen, mit beiden sind. Ich denke an das 13., mit „Moloch“ überschriebene Kapitel, das uns erst die Leiden und die Leidenschaft der Angreifer und dann der Verteidiger vor Augen führt. Schon die Überschrift löst Erinnerungen an Biblisches aus, an den Molech oder Moloch, für den selbst Könige von Juda ihren Sohn durchs Feuer gehen ließen und dessen Opferstätte, das Tophet, im Tal der Bene Hinnom im Südwesten Jerusalems der fromme König Josia entweiht und damit unbrauchbar gemacht haben soll, vgl. 2 Kön 16, 3; 21, 6 und 23, 10. Und von dem Moloch gehen die Gedanken zu den eigentümlichen Sagen von der Opferung Isaaks und der Tochter Jephthas über, um zu fragen, wie es denn Israels Glaube mit den Menschenopfern gehalten und ob gar Jahwe von seinen Verehrern das Opfer des erstgeborenen Sohnes gefordert habe, ehe er die Auslösung befahl, vgl. Gen 22, 1–19; Ri 11, 30ff. und Ex 34, 19f. – So ist denn auch in dem Flaubertschen Kapitel vom Menschenopfer in seiner grausamsten Form als Kinderopfer die Rede:

<sup>1\*</sup> Anmerkungen s. S. 130.

Als sich die Not in der belagerten Stadt steigerte, schien es den Karthagern geboten, den Zorn der Götter und zumal den des Moloch gegen ihre Stadt zu stillen. So beschlossen denn die Rats Herren das Kinderopfer zur Abwendung des Schlimmsten. In schwarze Mäntel gehüllt kommen die Diener Molochs, die Todesboten, auch zu Hamilkars Haus, um die Herausgabe des kleinen Hannibal zu verlangen. In rasender Eile versteckt der Vater den blitzschnell geknebelten und gefesselten Kaben und läßt sich dann einen gleichaltrigen Sklavenjungen bringen, den er eigenhändig – der Dichter bemerkt: wie ein Sklavenhändler – herausputzt und schminkt, bis von seiner einstigen Dürftigkeit nichts mehr zu erkennen ist. Vorbei an dem ohnmächtig in den Staub sinkenden wirklichen Vater zerrt er das Kind zu den Häschern. Dann kommt der Tag für das Opfer: Aus seinem Tempel rollt das gewaltige erzene Bild des Gottes auf den Platz der Stadt. Dort entzündet man zunächst ein Feuer aus Spezereien zwischen den Beinen des Kolosses, bis die reichlich auf ihn gestrichenen Salben zu verlaufen beginnen. Doch: „Um die runde Fliese herum, auf der seine Füße standen, bildeten die in schwarze Schleier gehüllten Kinder einen unbeweglichen Kreis. Und seine übermäßig langen Arme senkten ihre Hände hinab bis zu ihnen, als wollte er diesen Kranz fassen und hinauftragen in den Himmel.“ Als die in rote Mäntel gehüllten Priester ihre Hymne vollendet hatten, setzte ein „Tumult aller Instrumente, die zugleich erschollen“ ein, „um die Schreie der Opfer zu ersticken“. Unterdessen prüfte man die mittels eines Kettenmechanismus arbeitenden Arme und Hände des Gottes, die nachher die Kinder, eins nach dem anderen, ergreifen und in den feurigen Leib des Gottes werfen sollten, daß sie dort verbrennten. Und während die Instrumente rasten, geriet die Menge langsam außer sich, ritzte sich dieser das Gesicht, schlitzte sich jener Brust und Wangen, bis endlich der erste, vor Angst zur Häßlichkeit entstellte Mann ein Kind vor sich her schob und zu Moloch führte, der es in seinem feurigen Schlund verschwinden ließ. Und während so Kind um Kind aus dem Reigen in dem feurigen Gottesofen endete, riefen die sie weihenden und die Schuld der Stadt auf sie legenden Priester wieder und wieder: „Es sind keine Menschen, sondern Ochsen!“ Und die Menge wiederholte es schrill schreiend: „Ochsen! Ochsen!“ – Erst gegen Abend wurde der Gott wieder dunkler, als die Asche des Scheiterhaufens längst bis zu seinen Knien emporgewachsen war. Doch noch immer fand die fromme Raserei kein Ende: „Gläubige kamen durch die Gänge, ihre Kinder mit sich zerrend, die sich an sie klammerten. Dann vernahm man das Schreien der Mütter und das Knistern des Fettes, das auf die Kohlen tropfte.“ In der sich steigenden Raserei warfen die

Väter der früher geopfert Kinder erst deren Spielzeug, dann die sorgsam gehüteten Gebeine in das Feuer. Und schließlich fielen die Männer einander an, um sich im frommen Wahne zu schlachten. Dann kam mit der Nacht der große, die Wassernot beendende und das Schicksal Karthagos wendende Regen.

## II.

Es ist nicht nur diese Szenenfolge, die den Leser des Flaubertschen Romans das Grauen lehren und angesichts des Einblicks in das Ausmaß möglichen und, wie er weiß, auch in diesem Jahrhundert möglichen und sei es auch in anderer Gestalt wirklichen menschlichen Leidens und menschlicher Verblendung am Sinn des Lebens zweifeln lassen möchte. – Jedesmal, wenn ein Mensch von der Qual, den Martern und der Pein erfährt, die Menschen einander zufügen, spürt er ein Beben in dem scheinbar festen Boden, auf den er sein Haus gebaut hat. Aber nichts erschüttert seine Ruhe und Sicherheit mehr, als wenn er von den Leiden der Kinder hört, denen niemand eine Verantwortung für die Schuld ihrer Väter zuschreiben kann<sup>2</sup>. – Der Leser mag das Grauen abschütteln und sich, ehe er das Licht löscht, vorsagen, daß es sich hier um einen Roman handelt. Aber wer in Salamambo aus dem Zug steigt, braucht keine fünf Minuten, um zu dem Hain zu gelangen, in das noch immer nicht vollständig, aber doch mit eindeutigen Ergebnissen ausgegrabene Heiligtum der Göttin Tanit oder, wie man wohl richtiger sagen sollte, Tanit Phane Bal, der Herrin Tanit, Angesicht Baals. Da stehen die kleinen Stelen in gedrängten Reihen zwischen den Gräsern und Blumen, die einen wie kleine Altärchen oder Tempelchen, mit einer Flasche, einem Pyramidenstumpf oder einer seltsam schematisierten Gestalt auf der Stirnseite, dem „Zeichen der Tanit“. Auf den schmaleren und höheren, an einen abgebrochenen Obelisken erinnernden Steinen erkennen wir es wieder. Und oft erscheint darüber ein horizontaler Halbmond, der eine kleinere runde Scheibe umfängt: Vielleicht gehörte der Diskus zur Göttin Tannit und der Halbmond zum Baal Hamon, dem Herrn des Amanus-Gebirges<sup>3</sup>, das an der Ostküste des Golfs von Iskenderun aus dem Meer steigt. Und während er etwas ratlos auf die punischen Charaktere der übrigens stereotypen Votivinschriften blickt, gibt ihm sicher der freundliche Wächter das Zeichen, ihm in sein Diensthäuschen zu folgen. Dort wird er einen einfachen Holzschrank aufsperrn und eine ebensolche Urne aus grobem Ton vom Regal nehmen: Da liegen in der Asche die Knöchelchen eines Kleinkindes. – Als Flaubert seinen Roman schrieb, war Karthago noch nicht ausgegraben, standen ihm neben der Kenntnis des Landes allein die Nachrichten der

Alten zur Verfügung. Inwieweit er von den damals bekannten und entzifferten phönizischen Inschriften Kenntnis genommen hat, gibt er in seiner Erzählung nicht preis. Inzwischen hat die archäologische und philologische Forschung von über hundert Jahren nicht nur das Bild der vorderasiatisch-ägyptischen Welt im Altertum, sondern auch das der phönizisch-punischen Kultur erheblich ergänzt. So ist die Frage angebracht, wie sich in Flauberts mit „Moloch“ überschriebenem Kapitel Dichtung und uns erreichbare Wahrheit zueinander verhalten.

Blättern wir die Berichte der Alten durch, unter denen der kaum originelle, aber nach dem Verlust der Schriften seiner Gewährsmänner unersetzliche Historiker des letzten vorchristlichen Jahrhunderts Diodor besondere Bedeutung verdient, weil er anders als Polybios und Livius nicht nur das Karthago der Punischen Kriege im Auge hat, so werden wir bald erkennen, daß in der Schilderung des Dichters mehr Wahrheit enthalten ist, als wir zunächst annehmen mögen. Zwei Einschränkungen können wir freilich von vornherein machen: erstens läßt sich ein Gott Moloch/Molech außerhalb des Alten Testaments überhaupt nicht nachweisen. Wer oder was dort unter diesem Namen zu verstehen ist, soll uns später beschäftigen. Dem Zeugnis der mehrere Tausende umfassenden nordafrikanischen Inschriften folgend wurden die Kinder in Karthago und den andern punischen Städten also auch keinem Gott Moloch, sondern entweder der Herrin Tannit, Antlitz Baals, und dem Baal Hamon oder dem Gott allein dargebracht<sup>4</sup>. Und zweitens beruht die Schilderung von dem erzenen, über einem Scheiterhaufen stehenden Gottesbild mit seiner ganzen Mechanik auf einer mittelalterlichen Kontamination antiker und biblischer Nachrichten<sup>5</sup>. Aber das sind gleichsam nur Äußerlichkeiten, die jedoch als solche anzeigen, wie eng sich Flaubert an die ihm zugänglichen Nachrichten gehalten hat.

Schlagen wir also nach, was Diodor im XX. Buch im Zusammenhang seines Berichtes über den Afrikafeldzug des Agathokles von Syrakus im Jahre 311 zu erzählen weiß: Als das feindliche Heer vor die Hauptstadt rückte, erblickten die Karthager darin die Strafe der von ihnen vernachlässigten Götter und besonders des tyrischen Melqart<sup>6</sup>. So leisteten sie ihm auf alle erdenkliche Weise Sühne. „Sie unterstellten aber auch“, fährt Diodor fort, „daß Kronos ihnen insofern widrig sei, als sie diesem Gott in der Vergangenheit die Besten ihrer Söhne zu opfern pflegten, später aber heimlich gekaufte und aufgezogene Kinder zum Opfer geleiteten. Weiter stellten sie bei einer Untersuchung fest, daß es sich bei etlichen der geopfertem um untergeschobene (Kinder) gehandelt hatte. Als sie das in die Überlegungen einbezogen und die Feinde vor den

Mauern gelagert sahen, wurden sie von abergläubischen Ängsten ergriffen, weil sie überzeugt waren, die von den Vätern den Göttern erwiesenen Ehren vernachlässigt zu haben. In dem Bestreben, das Verschuldete wieder gut zu machen, wählten sie zweihundert der vornehmsten Kinder aus, die sie öffentlich opferten; andere, die unter Verdacht standen (durch ein untergeschobenes Kind ausgelöst worden zu sein), gaben sich freiwillig hin, an Zahl nicht weniger als dreihundert. Es gab bei ihnen ein erzenes Standbild des Kronos, der die geöffneten, nach oben gewandten Hände zur Erde geneigt ausstreckte, so daß jedes der daraufgelegten Kinder hinabrollte und in eine Art mit Feuer gefüllter Grube fiel . . . So scheint", setzt der Historiker hinzu, „die bei den Griechen aus alter Kunde überlieferte Sage, daß Kronos seine eigenen Kinder vernichtet hat, bei den Karthagern mittels dieser Satzung bewahrt worden zu sein?." Kleitarch, einer der Alexanderhistoriker, hat auch den Anlaß für diese Opfer überliefert: Die Phönizier, und besonders die Karthager hätten dem Kronos, wenn sie etwas besonders Wichtiges zu erreichen wünschten, für den Fall der Erfüllung ihrer Bitte eines ihrer Kinder gelobt<sup>9</sup>. Es handelte sich also um Gelübdeopfer.

In der Tat ist diese Sitte uns noch einmal direkt für das phönizische Mutterland, wenn auch auf einem ziemlich abgeleiteten Traditionsweg, bezeugt: Der gelehrte Bischof Euseb von Caesarea hat für seine im ersten Drittel des 4. Jahrhunderts n. Chr. verfaßte *Praeparatio evangelica* den dreißig Jahre älteren, aus Tyros stammenden Landsmann und Religionsphilosophen Porphyrios ausgeschrieben. Und so hatte es Porphyrios mit dem Werk des noch einmal hundert Jahre älteren Herennios Philon von Byblos gehalten. Aber damit sind wir noch nicht am Ende; denn Philon beruft sich seinerseits auf eine phönizische Schrift des uns sonst ganz unbekanntem Sanchuniaton<sup>9</sup>. „Bei den Alten", so soll es also bei Philon gestanden haben, „war es Sitte, daß bei großen und gefährlichen Unglücksfällen an Stelle des Verlustes aller die Herrscher einer Stadt oder eines Volkes das liebste von ihren Kindern als Opfer und Lösegeld für die strafenden Dämonen darbrachten; die Dargebrachten aber wurden auf geheimnisvolle Weise geopfert." Vorbild dieser Opfer, erfahren wir weiter, sei Kronos gewesen, der in äußerster, durch einen Krieg ausgelöster Not seinen einzigen Sohn opferte, nachdem er ihn zuvor königlich geschmückt hatte<sup>10</sup>. Die phönizische Geschichte des Sanchuniaton sei, so heißt es in einem Parallelbericht, voll von solchen Erzählungen<sup>11</sup>. Der Kenner der alttestamentlichen Geschichten wird sich bei dem Einzigen unwillkürlich an die Erzählung von Isaaks Opferung Gen 22, 1ff. und bei dem Anlaß und Opfer des Königssohnes an das erinnern, was 2 Kön

3, 26f. von dem moabitischen König Mescha berichtet wird: In seiner Hauptstadt von den Israeliten eingeschlossen, opferte er nach einem mißlungenen Ausbruchversuch seinen ältesten Sohn auf der Stadtmauer. Darauf brachen die Belagerer ihr Unternehmen aus Furcht vor dem so herausgeforderten Gott Kamosch ab<sup>12</sup>. – Darüber hinaus können wir es nur bedauern, daß uns weder die eine noch die andere von Euseb genannte Quelle erhalten ist; denn die reichlichen Textfunde dieses Jahrhunderts aus dem nordsyrischen Ras Schamra/Ugarit aus der zweiten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrtausends enthalten keinen einzigen sicheren Hinweis auf ein derartiges Opfer<sup>13</sup>. Dagegen bestätigt Q. Curtius Rufus, der lateinische Alexanderhistoriker der Kaiserzeit, daß das Knabenopfer einst in Tyros im Dienst des Saturn, wie die Römer den Kronos nannten, geübt worden sei. Angesichts der Belagerung der Inselfeste durch den großen Makedonen habe es in der Stadt Stimmen gegeben, die für eine Wiederaufnahme des seit vielen Jahrhunderten unterbrochenen Opfers eines einheimischen Knaben an den Gott eintraten; doch hätten sich dem die Ältesten der Stadt widersetzt. Der römische Berichterstatter unterläßt es nicht, bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß dieses sacrilegium verius quam sacrum<sup>14</sup> dagegen von den Karthagern seit der Gründung ihrer Stadt bis zu ihrer Vernichtung verübt worden sei<sup>15</sup>. Doch so eindeutig ist das Ende des Brauches von uns nicht festzustellen, weil ihn der erste Kirchenvater des Westens, der Karthager Tertulian, in seinem in den letzten Jahren des 2. nachchristlichen Jahrhunderts geschriebenen Apologeticum noch für die römische Epoche bezeugt. „Kinder“, so berichtet er, „wurden in Afrika dem Saturn öffentlich geopfert bis zum Prokonsulat des Tiberius, der schließlich dieselben Priester, die dies taten, an denselben Bäumen ihres Heiligtums, in deren Schatten die Verbrechen begangen wurden, wie an Weihkreuzen vor aller Augen aufhängen ließ, was Soldaten unserer Heimat bezeugen können, die eben diesen Auftrag jenes Prokonsuls vollzogen haben. „Aber“, so schließt der Kirchenvater, „auch heute noch wird insgeheim dieses Ritualverbrechen fortgesetzt“<sup>16</sup>.

Blicken wir zurück, ergänzen sich die Nachrichten, wenn sich auch eine gewisse Akzentverschiebung nicht übersehen läßt: Es scheint sich allemal um ein Gelübdeopfer in einer Ausnahmesituation gehandelt zu haben. Der Widerspruch zwischen der Beschränkung auf den König hier und die Bürgerschaft dort läßt sich vermutlich so auflösen, daß der König in die Existenz der Gemeinschaft aufs Spiel setzenden Gefahren vor allen anderen zur Hingabe seines kostbarsten Besitzes, des geliebtesten oder gar des einzigen Sohnes verpflichtet war. An ein Jahresopfer für Kronos/Saturn werden wir

dabei nicht zu denken haben. Ein solches bezeugt allein für Herkules/Melkart der ältere, bekanntlich beim Vesuvausbruch 79 n. Chr. umgekommene C. Plinius in seiner *Naturalis Historia*: In Rom habe vor dem Porticus ad Nationes, dem Völkertor, ein Standbild des Herkules gestanden, ad quem Poeni omnibus annis humana sacrificaverant victima, „bei dem die Punier alljährlich Menschenopfer dargebracht hatten“<sup>17</sup>. Man kann allenfalls vermuten, daß dieses Opfer mit dem Verbrennungsritus zusammenhing, mit dem man sich alljährlich zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums die Auferstehung des Gottes aus der Unterwelt vergegenwärtigte<sup>18</sup>. Inzwischen hat uns Tertullian darüber belehrt, daß das karthagische, dem Kronos/Saturn geweihte Opfer nicht auf einem Platz, sondern in einem heiligen Hain stattfand. Und die von Philon von Byblos als geheim bezeichnete Rite ist durch den Bericht Diodors jedenfalls soweit erhellt, daß man die Kinder von den gesenkten Armen des erzenen Götterbildes in eine mit Feuer gefüllte Grube rollen ließ. Natürlich übergab man die Kinder nicht lebend den Flammen, die nach Kleitarch in einem erzenen Gefäß gebrannt hätten<sup>19</sup>, sondern schnitt ihnen vorher die Kehle durch<sup>20</sup>. Daß man, während die kleinen Körper in das Feuer fielen und sich ihre Gesichter in den Flammen verzerrten<sup>21</sup>, gerufen hätte: „Es sind keine Menschen, sondern Ochsen!“, wie es Flaubert erzählt, geht auf eine Nachricht der unter dem Namen des kaiserzeitlichen Rhetors und Popularphilosophen Lukian von Samosata überlieferten Schrift „Über die Syrische Göttin“ zurück, der zur Folge bei dem Kult dieser Gottheit im syrischen Hierapolis/Bambyke von etlichen Teilnehmern in einen Sack gesteckte Kinder von den Vorhallen des Tempels in die Tiefe gestürzt worden seien, wobei die Eltern spöttisch gerufen hätten, es handle sich nicht um Kinder, sondern Rinder<sup>22</sup>. Unabhängig von der Frage nach dem tatsächlichen Quellenwert dieser eigentümlichen Schrift können wir feststellen, daß ein etwaiger derartiger Zug in einem Opfer für die syrische Göttin jedenfalls nicht einfach mit den karthagischen Maßnahmen in Verbindung gebracht werden darf. Dagegen hat der zumal durch seine Heldenleben im Bewußtsein der Moderne fortlebende Philosoph und schließliche Priester von Delphi Plutarch von Chaironeia, der um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. geboren wurde, einige Einzeltzüge bewahrt, die das Bild der Feier vervollständigen: Er erzählt, daß die dem Opfer ihrer Kinder beiwohnenden Mütter keinen Seufzer und keine Träne verlieren durften, weil dies den Wert des Opfers aufgehoben hätte, ohne es doch zu verhindern. Wenn er unmittelbar anschließend berichtet, der ganze Platz vor dem Standbild sei von dem Getöse der Flöten und Trommeln erfüllt gewesen, um die Klageschreie zu übertönen, handelt es sich entweder um

eine Präventivmaßnahme, die zumal die Angstschreie älterer, die Situation bereits erfassender zum Opfer bestimmter Kinder im Auge gehabt hätte, oder, was wahrscheinlicher ist, eine interpretatio Graeca. Man braucht sich nur an die alttestamentliche, im jesajani-schen Prophetenbuch beschworene Opferszene zu erinnern, in der Jahwe als der Assur zum Opferplatz führende Votant gezeichnet wird:

„Bei Pauken und Leiern  
und Weihereigen  
wird er ihn bekämpfen.  
Denn das Tophet  
ist längst bereitet. –  
Errichtet ist seine Feuerstätte  
tief und breit,  
Stroh und Holz die Fülle.  
Der Atem Jahwes  
entzündet sie  
wie ein Schwefelbach“, Jes. 30, 32b–33<sup>23</sup>.

Primär gehörte die Musik zum Gottesdienst. – Dagegen ist Plutarch vielleicht eher zu trauen, wenn er berichtet, kinderlose Ehepaare hätten Kinder armer Leute gekauft und wie Lämmer oder Jungvögel geschlachtet<sup>24</sup>. Nicht daß so etwas dem Menschen nicht zuzutrauen wäre; aber es bleibt, wenn man der nicht unbestrittenen Lesart traut, am Ende die Frage offen, ob es sich bei dieser Notiz nicht um ein Echo auf die ältere Nachricht von der heimlichen Vertauschung der eigenen durch untergeschobene fremde, und d. h. natürlich: Sklaven- oder Proletarierkinder, handelt. – Das sich aus den antiken Nachrichten ergebende und, wie wir sehen werden, von den archäologischen Befunden grundsätzlich bestätigte Bild ist dazu angetan, uns gegen die Karthager einzunehmen. Daher mag im Interesse einer gerechteren Beurteilung daran erinnert werden, daß ein Neugeborenes in der punischen Metropole keinem größeren Risiko geopfert oder verbrannt zu werden unterstand als seine Altersgenossen in Athen oder Rom damit zu rechnen hatten, an der nächsten Straßenecke ausgesetzt zu werden<sup>25</sup>; denn die Ansicht, die Punier hätten grundsätzlich ihre Erstgeborenen geopfert, beruht lediglich auf einem auf der Grundlage eines vermeintlich sicheren alttestamentlichen Befundes erhobenen Postulat, gegen das allein schon die Wahrscheinlichkeit spricht<sup>26</sup>.

Wir sollten die Prüfung der antiken Nachrichten nicht beenden, ohne wenigstens kurz die Frage zu erörtern, welche phönizisch-punische Götter hinter den griechischen bzw. lateinischen Namen stehen, und schließlich auch zu fragen, wie es darüberhinaus in der

Überlieferung um die Hauptgestalten des Flaubertschen Romans bestellt ist. Das punische Götterpaar Baal Hamon und Tannit, Angesicht Baals, haben wir bereits auf dem Wege zum karthagischen Tophet erwähnt. Daß wir den Kronos/Saturn der antiken Quellen mit dem phönizischen Göttervater El und dem phönizisch-punischen Baal Hamon gleichsetzen dürfen, ist über jeden Zweifel erhaben<sup>27</sup>. Daraus ergibt sich wohl doch mit großer Wahrscheinlichkeit, daß wir in dem Baal Hamon eine Erscheinungsform des Gottes El sehen dürfen<sup>28</sup>. Daß der Gott zur Zeit der Gründung Karthagos im Osten bekannt gewesen ist, belegt eine Inschrift aus Zendjirli<sup>29</sup>; daß er im Osten auch weiterhin verehrt wurde, läßt eine palmyrenische Inschrift aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. erkennen<sup>30</sup>. Wir dürfen es demnach für sicher halten, daß der Gott aus dem Mutterlande nach Karthago gekommen ist<sup>31</sup>. – Die von den Griechen und Römern vor allem mit Hera und Juno Caelestis identifizierte Tanit ist ihrer Eigenart und Herkunft nach schwerer zu fassen. Immerhin verweist das ihr einmal in einer karthagischen Inschrift gegebene Epitheton „im Libanon“ möglicherweise auf ihren vorderasiatischen Ursprung<sup>32</sup>. Auch die Tatsache, daß der Name der Göttin in einer Reihe libanesischer Ortsnamen wie z. B. Aintanit, d. h. „Quelle der Tanit“, erhalten zu sein scheint, weist in diese Richtung<sup>33</sup>. Wenn es sich beim Baal Hamon um den Göttervater El handelt, dürfte es sich bei ihr eben um eine Erscheinungsform seiner Gemahlin, der Herrin „Aschirat der See“, handeln. Und dazu würde es natürlich vortrefflich passen, daß sie auch in Karthago als „Herrin“ angesprochen wurde<sup>34</sup>. Doch müßte man wohl gleichzeitig eine Astralisierung unterstellen, um der interpretatio Latina als Juno Caelestis und der von ihrem Zeichen letztlich nicht zu trennenden Astralsymbolik gerecht zu werden. Über den Beinamen als „Antlitz Baals“ ist viel gerätselt worden. Wir können es in unserem Zusammenhang bei der Feststellung belassen, daß die Göttin damit als eine Vertreterin des Willens ihres Gemahls gekennzeichnet wird<sup>35</sup>.

Daß uns die Nachforschungen nach einer Salammbö aus dem Feld der Geschichte in das der Dichtung hinüberführen, liegt von vornherein im Bereich des Wahrscheinlichen. Den Namen hat der Dichter immerhin nicht erfunden. Er geistert durch spätantike und byzantinische Verzeichnisse. Aus den dort erhaltenen Anspielungen läßt sich rekonstruieren, daß sich hinter dem als Salammbö oder Salammbas wiedergegebenen Namen eine syrische Göttin verbirgt, die als Geliebte um den toten Vegetationsgott Adonis klagte und also wohl der byblischen Astarte/Aphrodite entsprach<sup>36</sup>. Vielleicht darf man den Namen selbst als ein  $\text{šlm b}^{\text{ql}}$ , ein „Abbild Baals“, deuten. Daß der Name in hellenistischer Zeit in der Form

Salambua vom Euphrat bis nach Gaza als Frauennamen verwandt werden konnte, war Flaubert notwendig unbekannt<sup>37</sup>. Hinter der Geliebten des Matho steht also letztlich die Gestalt der großen Liebesgöttin. – Der Vollständigkeit halber merken wir an, daß es sich bei dem Libyer Matho und dem entlaufenen Sklaven Spentius um Gestalten der Geschichte handelt<sup>38</sup>. Für Hamilkar Barkas und Hannibal können wir uns hoffentlich noch darauf beschränken, ihre Namen zu erklären: Der Vater ist durch ihn als „Knecht des Melqart“ bestimmt. Der ehrenvolle Beinamen *baraq*, „Blitz“, kennzeichnet den energischen Heerführer. Der Name des Sohnes zeugt von der Gnade Baals. Beide Namen gehören zu den in den punischen Inschriften häufigsten<sup>39</sup>.

### III.

Wenn der Besucher des Bardo Museums in Tunis aus dem Kassen- und Verkaufsraum in den folgenden, ersten Ausstellungssaal tritt, der den Funden aus dem Tophet von Karthago gewidmet ist, kann er den schlanken Obelisk in der Mitte des Raumes nicht übersehen: Die dem vierten bis dritten Jahrhundert v. Chr. angehörende Stele zeigt auf ihrer Stirnseite die Ritzzeichnung eines Priesters, der auf dem linken, angewinkelten Arm ein Kleinkind trägt, während er die Rechte grüßend zur (nicht dargestellten) Gottheit erhebt<sup>40</sup> (vgl. Abb. 1). Auf dieser einzigen bisher bekannten Darstellung des Kinderopfers wird offenbar der Augenblick festge-

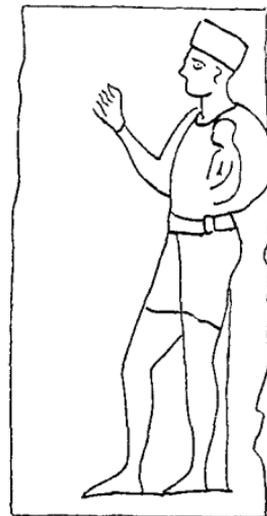


Abb. 1: Ritzzeichnung eines Priesters, der ein Kleinkind trägt.

halten, in dem der Priester das Kind der Gottheit weihte. Die Annahme, daß sie von einem priesterlichen Vater stammt, der auf diese Weise die Einlösung seines den Göttern gegebenen Gelübdes festhält, liegt nahe. – Eine deutlichere Sprache sprechen die Befunde der Urnenfriedhöfe, die in Nordafrika, Sardinien und Sizilien ausgegraben worden sind<sup>41</sup>. Wir orientieren uns an dem unter Aufnahme eines alttestamentlichen terminus technicus als Tophet, d. h. wohl als „Feuerstätte“<sup>42</sup> bezeichneten karthagischen Heiligtum, das teilweise in dem von der Avenue Annibal und der Rue des Suffètes in Salamambo gebildeten Spitzdreieck freigelegt worden ist. Es hat offenbar von der Gründung bis zur Zerstörung der Stadt bestanden und birgt in mindestens drei Schichten Tausende von Urnen, die für diese traurige Verirrung des menschlichen Geistes zeugen. In der untersten, dem achten bis siebten Jahrhundert angehörenden Schicht wurden die tönernen Urnen auf den Felsboden gestellt und mit einem Steinhäufen abgedeckt. In der folgenden Schicht erscheinen die ersten sessel-, altar-, tempelförmigen oder einfach rechteckigen, außerordentlich gedrun-gen wirkenden Stelen aus grobem Kalkstein, unter denen sich oft mehrere Urnen finden. In der Regel sind die Stelen noch unbeschriftet. In der folgenden Epoche nehmen die Stelen gern die Gestalt eines Obelisken, häufig mit zwei Akroteren zur Rechten und Linken des Ansatzes der Spitze verziert, an. Sie sind jetzt aus feinkörnigem Kalk gearbeitet und an der häufig dekorierten und eine Votivinschrift tragenden Frontseite poliert. In dem letzten, der Schlußphase Karthagos angehörenden Deposit läßt die Qualität der Steine und Urnen nach und spiegelt so den Niedergang der Stadt<sup>43</sup>.

Wichtige Ergänzungen erhalten wir durch einen Seitenblick auf die freilich nur sehr partiell und unter erschwerten Bedingungen durchgeführten Grabungen im Tophet von Hadrumetum/Sousse. Seine sechs Schichten umspannen die Zeit vom sechsten vorchristlichen Jahrhundert bis in die beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Von besonderer Bedeutung ist eine zwischen der dritten und vierten Schicht liegende Aschenlage, weil sie unter Umständen mit dem Opferbrand zusammenhängt. Jedenfalls fand sich hier eine auf vier Meter im Quadrat von Stelen und Urnen freie Fläche, deren Boden bis in etliche Tiefe verbrannt war. Es liegt nahe, in ihr die Opferstätte zu erkennen<sup>44</sup>. – Aber auch die Stelen verdienen einen besonderen Seitenblick, vor allem die in Fachkreisen berühmt gewordene, die gemäß dem Vorrang dieses Gottes auf den beschrifteten den Baal Hamon auf einem von Sphingen flankierten Thronsessel zeigt (Abb. 2). Der Gott erhebt die Rechte zur Segensgebärde zum bartlosen und daher wohl



Abb. 2: Baal Hamon auf einem von Sphingen flankierten Thronessel.

wiederum priesterlichen Adoranten, während er in der Linken eine Lanze trägt. Hinter ihr erkennen wir einen Räucherständer<sup>45</sup>. Und so ist es deutlich, daß uns die Darstellung in ein punisches Heiligtum führt. Daß es in einem solchen freilich auch urtümlicher zugehen konnte, läßt uns eine Stele aus dem sizilischen Lilybeaum, dem heutigen Marsala, ahnen (Abb. 3). Hier steht der mit einer konischen Mütze und einem langen, an der Hüfte gegürteten Mantel bekleidete Priester anbetend vor dem Räucheraltar. Ihm entgegengesetzt befindet sich auf der gleichen Ebene ein „Heroldstab“, ein caduceus, und zwischen beiden steht, etwas zurückgesetzt, das rätselhafte, an eine schematisierte Frauengestalt erinnernde „Zeichen der Tanit“. Im Hintergrund erheben sich auf einer Basis mit ägyptischer Hohlkehle drei Baetyle, drei heilige, vermutlich eine Göttertrias repräsentierende Steine, von denen erwartungsgemäß mindestens einer die Tannit vertreten sollte<sup>46</sup>. – Kehren wir noch einmal zu den Stelen nach Sousse zurück, verdient unsere besondere Aufmerksamkeit: Wir könnten auf ihr drei Personen ausmachen, die ein Schaf einer vierten, sie erwartenden entgegnetragen<sup>47</sup>. Und schließlich könnten wir die Reihen der rechteckigen Stelen der jüngsten Schicht ins Auge fassen, die gern mit einem Schaf oder Rind dekoriert sind. Fanden sich unter den Stelen der vorletzten Schicht nur noch mit Tierknochen gefüllte Urnen, fehlen sie unter dieser überhaupt: Die Stele selbst scheint inzwischen an die Stelle der Opfer getreten zu sein. Oder anders ausgedrückt: Das Kinderopfer ist fortschreitend durch ein Tier-

opfer und schließlich allein durch die Votivstele ersetzt worden<sup>48</sup>.

Diesem Befund entspricht es, daß fünf zu Beginn der dreißiger Jahre veröffentlichte Stelen aus dem algerischen N'gaous diese Praxis für die spätpunische, römische Zeit ausdrücklich bezeugen<sup>49</sup>. Auf der Stele I erscheint oberhalb der Inschrift die Büste eines bärtigen, ein Kopftuch tragenden Mannes, der in der Rechten eine Sichel oder ein Opferrmesser trägt. Der Inschrift gemäß dürfen wir in ihm den Gott Saturn (d. h. Kronos/Baal Hamon) erkennen. Vor ihm liegt ein Widder. Auf die bekannte römische Inaugurationsformel „Quod bonum faustum feliciter factum sit“<sup>50</sup> folgt der Text: „Dem heiligen Herrn Saturn ein großes nächtliches Opfer *morchomor* auf Grund eines Gelübdes Aquilius Victor und seine Gattin Aelia Rufina in Gehorsam gegen sein Gebot“<sup>51</sup>. Darstellung und Inschrift lassen keinen Zweifel daran, daß die beiden Votanten dem Gott in einer nächtlichen Opferzeremonie einen Widder dargebracht haben. Daß es sich bei diesem Opfer um eine Auslösung handelt, macht die Inschrift III zur Gewißheit. Nach der Inaugurationsformel und der verbal gleichen Dedikation an Saturn heißt es hier: „Odem für Odem, Blut für Blut, Leben für Leben, für das Heil der Concessa – auf Grund einer Vision und eines Gelübdes haben ein Opfer dargebracht *molchomor* Felix und Diodora mit willigem Herzen, ein Lamm als Stellvertreter“ (*agnum pro vicario*)<sup>52</sup>. Man kann kaum einen anderen Schluß als den ziehen, daß das Lamm als Ersatzopfer für das Leben der Tochter Concessa geopfert worden ist. Und man wird aus ihrem Namen „Gewährte“ wohl weiterhin folgern dürfen, daß es sich um ein den Eltern nach langem Warten endlich geschenktes Kind handelte. Wenn sich die Votanten auf eine vorausgehende Vision berufen, ist es möglich, daß ihnen der Gott in einer nächtlichen Traumerscheinung im Tempel die Verheißung der Geburt ihres Kindes erteilt hatte, vielleicht bereits im Zusammenhang mit einem entsprechenden Gelübde. Hinter dem aus der Latinität nicht erklärbaren *morchomor* bzw. *molchomor* verbirgt sich ein punischer Opferterminus, den wir eben als „Darbringung eines Lammes/Widders“ deuten können<sup>53</sup>. Daß die von den Römern erzwungene Praxis, das Kind durch ein Tier auszulösen, bis tief in die punische, vorrömische Zeit geübt worden ist, lassen wir uns durch zwei Inschriften bestätigen. Die erste und in diesem Zusammenhang älteste stammt aus Malta und dürfte frühestens aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. stammen: „Stele der *Darbringung eines Lammes*, die auf[stellte] Arisch dem Baal [Hamon], dem Herrn, [denn er erhörte den Ruf] seiner Worte“<sup>54</sup>. Und entsprechend heißt es aus der zweiten, wohl dem dritten Jahrhundert



Abb. 3: Stele aus Lilybeaum. Ein Priester steht anbetend vor dem Räucheraltar.

v. Chr. angehörenden aus el-Hofra: „Dem Herrn, dem Baal Hamon und der Tanit, Antlitz Baals, *die Darbringung eines Lammes*, die gelobte Jaschdo der Sohn des <sup>C</sup>rami...“<sup>55</sup>.

Natürlich stellt sich nun die Frage, in welchem Umfang von der Möglichkeit, das gelobte Kinderopfer durch ein Ersatzopfer auszulösen, Gebrauch gemacht worden ist. Die Antwort kann uns die gerichtsmedizinische Analyse des Inhalts von 180 Urnen geben, die zum größeren Teil aus dem Tophet von Sousse, zum kleineren aus Salamambo stammen: 88 Urnen enthielten Skelettreste von einem, zweien oder mehreren Kindern, 59 solche von Kindern und Lämmern und 29 lediglich solche von Lämmern. Die allein auf Grund der Keramiktypologie der Urnen durchgeführte zeitliche Einordnung des Materials ergab, daß in der ältesten Periode über 55 Prozent der ersten, in der jüngsten jedoch nur noch knapp 22 Prozent der gleichen Kategorie angehörten. Und um das Bild zu vervollständigen, sei auch noch die Altersanalyse der menschlichen Skelettreste mitgeteilt: In 6 Prozent der Fälle scheint es sich um Frühgeburten, in 74 Prozent um Neugeborene und in 20 Prozent um einige Monate alte Kinder gehandelt zu haben. Nur in Einzelfällen gehörten die Knochenreste drei- bis vierjährigen Kindern<sup>56</sup>. Diese in Lille durchgeführte Untersuchung bestätigt, daß das Kinderopfer während der ganzen Zeit von der Gründung bis zur Zerstörung Karthagos durch die Römer geübt worden ist. Sie zeigt weiter und in Übereinstimmung mit dem epigraphischen Befund, daß es offenbar von Anfang an die Möglichkeit des Ersatzopfers gab. Und sie läßt drittens eine progressive Tendenz zur Auslösung erkennen. – Und doch bleibt gerade beim Blick auf die Drei- und Vierjährigen genug übrig, um unsere Phantasie mit den nächtlichen Opferszenen zu beschäftigen und sie zu veranlassen, sich die Kindertragödien und, beziehen wir die bei dieser Altersstufe vermutlich erhöhte Möglichkeit ihrer Herkunft aus Sklaven- und Proletariereisen in die Erwägung ein, Familientragödien vorzustellen.

Tausende von punischen Tophetinschriften sind in den letzten hundert Jahren veröffentlicht worden. Ihr Inhalt ist aufs Ganze gesehen von ermüdender Stereotypie:

„Der Herrin, der Tanit, Angesicht Baals,  
und dem Herren, dem Baal Hamon,  
was X gelobt hatte“<sup>57</sup>,

lautet die karthagische Grundformel. Sie kann durch die Nennung des Vaters<sup>58</sup>, des Groß-<sup>59</sup>, Ur-<sup>60</sup> und Urgroßvaters<sup>61</sup> und vor allem durch die Begründung für die Errichtung der Votivstele mit einem „denn sie haben seine Stimme erhört, ihn gesegnet“ in vol-

lem<sup>62</sup> oder halbem Formular<sup>63</sup> erweitert werden. Daß auch Frauen als Votantinnen auftreten konnten, bringt Abwechslung in das monotone, schließlich nur noch den Namensforscher und Lexikographen interessierende Bild und gibt zu Überlegungen Anlaß, wie die Lebensumstände und die Rechtsstellung dieser Frauen aussahen<sup>64</sup>. Aber der geduldige Leser erhält auch darüber hinaus einen Einblick in das soziale Leben, wenn sich ein Votant als Sarg- bzw. Sarkophagmacher<sup>65</sup>, ein anderer samt seinem Vater als Schlichter<sup>66</sup>, ein dritter seinen Vater als Fabrikanten<sup>67</sup> vorstellt oder wieder andere auf ihre hohe Abkunft aus einem Geschlecht von Suffeten hinweisen<sup>67a</sup>.

Nur die Frage, die den modernen Leser am meisten bewegt, aus welchen konkreten Anlässen diese Opfer dargebracht wurden und welche Vorstellungen man mit ihnen verband, scheidet an dem beharrlichen Schweigen der Inschriften. Sie gehören einem festen, in sich ruhenden Glaubens- und Vorstellungszusammenhang an und hatten zudem nicht Menschen, sondern Götter als Adressaten. Und diese wußten wohl, aus welchem Anlaß ihnen die Gabe versprochen war, hätten sie doch den Bruch des Gelübdes unausweichlich geahndet<sup>68</sup>. Und sie wußten auch, was ihnen diese, für unser Empfinden und Denken so abstoßende Ehrung wert war. Daß man bei den Phöniziern und Puniern des ersten Jahrtausends v. Chr. der Ansicht gewesen sein sollte, die Götter würden sich an diesen Opfern gütlich tun, ist zu absurd, um ernsthaft erwogen werden zu müssen. Sie mochten in dieser Gabe das Zeichen der sich in der Hingabe des kostbarsten Besitzes des Menschen ausdrückenden völligen Unterwerfung sehen, wie es der späte Erzähler des Alten Testaments den Engel dem Patriarchen zurufen läßt, freilich um damit den Vollzug der Rite selbst zurückzuweisen: „... denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest: du hast deinen Sohn, deinen einzigen, mir nicht vorenthalten“, Gen 22, 12. – Wenn die nicht unumstrittene Deutung einer punischen Phrase hier als genügend gesichert vorausgesetzt werden darf, gibt es eine Weiheformel, welche diesen Charakter besonders unterstreicht: „Dem Herrn, dem Baal Hamon, ein Gelübde, das Mattan, der Sohn des Abdeschmun gelobt hat, *eine Darbringung eines Menschen, sein eigenes Kind in vollkommenem Zustand*; denn er hat seine Stimme erhört, ihn gesegnet“, lesen wir auf einer Stele aus dem algerischen el-Hofra/Constantine<sup>69</sup>. – Vielleicht haben die Phönizier und die Punier tatsächlich geglaubt, das Kind würde durch das Opfer in die göttliche Welt versetzt<sup>70</sup>. Wer über solche Dinge nachgedacht hat, mag sich gelegentlich gefragt haben, ob der von Zeus geraubte und zum olympischen Schenken bestimmte Knabe Ganymed nicht ursprünglich

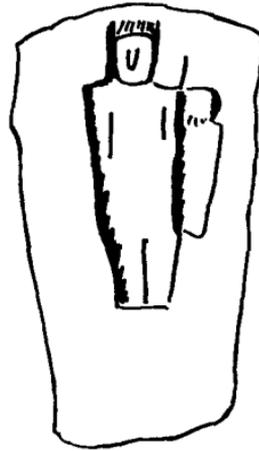


Abb. 4: Darstellung der Göttin Tanit.  
Stele aus Sardinien.

geopfert und dadurch vergöttlicht worden ist. – Sucht man nach einer unmittelbaren Rechtfertigung für eine in diese Richtung gehende Deutung der punischen Kinderopfer, könnte man immerhin auf eine Terrakotte aus dem Tophet des sizilischen Mozia verweisen, die der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts angehört und eine hohe Frau darstellt, die ein nacktes Kind auf dem angewinkelten Arm trägt. Die Ausgräber dürften in ihr zu Recht eine Darstellung der Göttin Tanit und des ihr zum Opfer geweihten Kindes erkennen<sup>71</sup>. Das Motiv selbst kehrt auf einer Stele aus dem Tophet von Monte Sirai auf Sardinien wieder, die den letzten vorchristlichen Jahrhunderten zugewiesen wird und uns in ihrer primitiven Abstraktion seltsam modern anmutet (Abb. 4)<sup>72</sup>. – Vielleicht war dies der Trost der Mütter, daß ihre Kinder im Opfer der himmlischen Herrin anvertraut wurden.

#### IV.

Vermutlich hat sich inzwischen der eine oder andere gefragt, ob der biblische, von Flaubert übernommene Gott Moloch und das punische Opfer *molch* etwas miteinander zu tun haben. Damit wäre er auf einer richtigen Spur gewesen. Einen Gott Moloch hat es außerhalb der Literatur niemals gegeben, wenn menschliche Ängste und menschliches Hingabebedürfnis auch manchen Gott als einen Moloch angesehen hat. – Die Wissenschaft selbst wird bis zum heutigen Tag dadurch genarrt, daß die späteren biblischen Autoren und vollends die für die endgültige Festlegung der Aussprache verantwortlichen frühmittelalterlichen jüdischen Gelehrten den einst auch den Hebräern bekannten Opferterminus nicht mehr als solchen verstanden. Dies war bei der reinen Konsonantenschrift,

in welcher die jüdischen Schriften ursprünglich allein überliefert wurden, sehr leicht möglich. Man konnte die Konsonantenfolge MLK nämlich statt als „Darbringung“ auch als „König“ lesen, vgl. *molek* und *mèlek*. Damit war der Verwirrung Tür und Tor geöffnet. Bei minutiöser Analyse der alttestamentlichen Texte in der Ursprache läßt sich feststellen, daß in der Tat die Bedeutung „Darbringung“ am Anfang der Entwicklung stand, vgl. Lev 18, 21a. Aber später hat man das Wort personal umgedeutet, Lev 20, 5b. Dahinter steht sachlich vermutlich die Überzeugung der Enkel, die Väter hätten das mindestens in den Notzeiten der sich neigenden Königszeit tatsächlich geübte Kinderopfer keinesfalls dem eigenen Gott, sondern dem König Baal dargebracht. Daß es sich anders verhielt, kann man an Jer 7, 31, ablesen. Die Umdeutung spiegelt sich in Jer 19, 5 und 32, 35. – Da man das Kinderopfer gleichzeitig als eine der Ursachen für die über das Reich der Davididen hereingebrochene, zum Exil führende Katastrophe ansah, suchte man nachträglich die Schuld schon bei den Königen, auf deren kultisches Verhalten von dem eigenen Glaubensverständnis her ein schwerer Schatten fiel, vgl. 2 Kön 16, 3 und 21, 3. So wehrte man der Versuchung, in der eigenen Notzeit das Jahwe verhaßte Opfer zu wiederholen<sup>73</sup>.

Denen, die fragten:

„Womit soll ich Jahwe nahen,  
mich neigen vor dem Gott der Höhe?  
Soll ich mit Brandopfern vor ihm erscheinen,  
mit Kälbern, die ein Jahr alt sind?  
Hat Jahwe Gefallen an tausend Widdern,  
an zehntausend Bächen von Öl?  
Soll ich meinen Erstgeborenen geben für meine Sünde,  
die Frucht meines Leibes als Sühne für meine Seele?“

antwortete der Prophet:

„Er hat dir gesagt, o Mensch, was gut ist,  
und was Jahwe von dir verlangt:  
Vielmehr Recht tun und Güte lieben  
und in Demut wandeln vor deinem Gott“<sup>74</sup>.

Und damit ließ er alle Versuche und Versuchungen hinter sich, der unbedingten Forderung Gottes anders als mit der unbedingten Hingabe des *eigenen* Lebens in der Verbundenheit mit und in der Achtung vor dem Leben des Nächsten zu antworten.

Anmerkung: Der Aufsatz stellt die überarbeitete Fassung des am 11. 10. 1973 auf der Karawane-Kreuzfahrt „Phönizier – Griechen – Römer“ gehaltenen gleichnamigen Vortrags dar.



Djemila, Algerien. Blick durch den Bogen des Caracalla auf das Südforum mit dem Tempel der severischen Kaiserfamilie.



Das nordöstliche Tunesien.

## WELTGESCHICHTE IM SCHATTEN DES „AFRIKANISCHEN KOLOSSEUMS“

Wer jemals den gewaltigen Baukörper des römischen Amphitheaters von El-Djem als grauen Umriss am Horizont des tunesischen Sahel auftauchen sah, wird diesen Anblick nie vergessen.

Das grandiose Bauwerk erscheint von ferne als ein Bestandteil der Landschaft. Erst beim Näherkommen erkennt man allmählich die Gliederung der wuchtigen Masse, nimmt die Arkadenreihen der drei Geschosse wahr, deren tragende Pfeiler sehr massiv, die Öffnungen dagegen verhältnismäßig schmal sind, wodurch der Eindruck eines geschlossenen Mauerringes entsteht. Dieses wohl monumentalste aller römischen Baudenkmäler auf afrikanischem Boden, das wegen seiner Größe auch als *Kolosseum von Afrika* bezeichnet wird, ist untrennbar mit dem Namen der Stadt Thysdrus verbunden, die dreimal in das Blickfeld der großen Weltgeschichte trat.

### *Die früheste Zeit von Thysdrus*

Als Nordafrika noch von den Puniern<sup>1</sup> beherrscht wurde, war Thysdrus ein kleiner Marktflecken ohne wirtschaftliche Bedeutung. Erst hundert Jahre nach der Eroberung Karthagos und der Bildung



El-Djem, Blick auf das römische Amphitheater.



Das römische Westmittelmeer (Entwurf Dr. A. Rupprecht).

der römischen Provinz Africa wurde es im Jahre 46 v. Chr., nunmehr schon als Stadt, anlässlich Caesars Feldzug gegen die Pompejaner erwähnt, die sich mit den Resten ihres bei Pharsalos geschlagenen Heeres nach Afrika abgesetzt hatten. Caesar marschierte mit seinem Heer am Vorabend der Schlacht von Thapsus<sup>2</sup>\*, die ihm den entscheidenden Sieg über das von Metellus Scipio angeführte Heer der Optimaten bringen sollte, in der Nähe von Thysdrus vorbei. Da die afrikanischen Einwohner der Stadt im Gegensatz zu den Magistraten mit Caesars Volkspartei sympathisierten, sandten sie Boten zu ihm mit der Mitteilung, daß die in Thysdrus ansässigen italischen Kaufleute<sup>3</sup> große Getreidevorräte dort gestapelt hätten. Caesar ließ sie beschlagnehmen und traf mit dieser Maßnahme sowohl die den Optimaten nahestehenden Kaufleute als auch die Truppen des Senats, während ihm für seine eigenen diese unerwartete Bereicherung der Verpflegung äußerst willkommen war.

In dieser Unterstützung durch die Einwohner von Thysdrus drückt sich die Caesar begünstigende Haltung der Bevölkerung in den Städten Afrikas aus, die auf Caesars Schonung all jener zurückging, die sich nicht ausdrücklich gegen ihn stellten, während Pompejus als Vertreter der Optimaten rücksichtslos gegen die Zivilbevölkerung vorging. Caesar beabsichtigte mit dieser zukunftsfrächtigen Maßnahme, die Entwicklung der Städte zu begünstigen, was letztlich zu einer intensiven Romanisierung der Provinz führen sollte. Es gab während der römischen Herrschaft in Afrika nicht weniger als fünfhundert Städte, davon zweihundert allein in der Proconsularis<sup>4</sup>, die alle zu Zentren der Romanisierung wurden. Nach dem Sieg von Thapsus belegte Caesar Thysdrus großmütig nur mit der Abgabe einer geringen Getreidemenge, da die Stadt größere Geld-

\* Anmerkungen s. S. 134.

summen nicht aufreiben konnte und die italischen Kaufleute ihre Vorräte ohnehin schon verloren hatten. Die pompejusfreundlichen Städte hatten hingegen umfangreiche Entschädigungen in Geld und Getreide zu leisten.

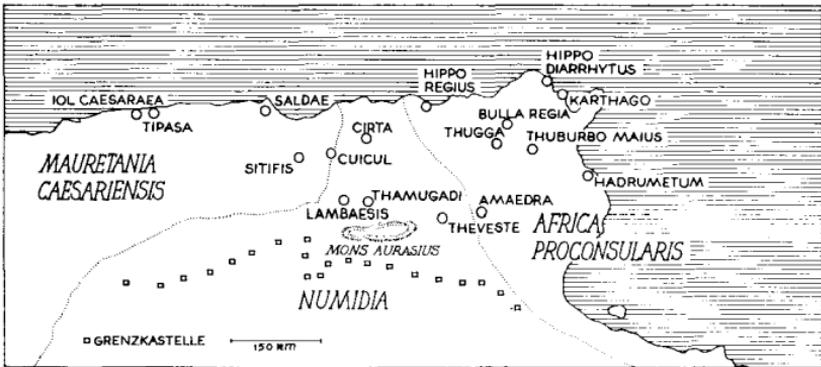
Der numidische König Juba I. ergriff nach der verlorenen Schlacht von Thapsus, wo seine Truppen zu denen des Senatsheeres gestoßen waren, die Flucht und beging endlich Selbstmord, da niemand ihm Asyl gewähren wollte. Ein Jahr später wurden die letzten nach Spanien entkommenen Pompejaner bei Munda von Caesar endgültig geschlagen, und der Sieger siedelte in Thysdrus einige seiner Veteranen an.

Über die Entwicklung der Stadt während der frühen Kaiserzeit wissen wir so gut wie nichts. Auf jeden Fall war sie dank ihrer Lage von besonderer strategischer Bedeutung zur Sicherung gegen Angriffe räuberischer Nomaden von Süden her auf das landwirtschaftlich erschlossene Gebiet der Proconsularis mit ihrem wichtigsten Hafen Hadrumetum<sup>5</sup>. Nicht zuletzt deshalb hatte Caesar den gegen die Steppe vorgeschobenen Stützpunkt Thysdrus für die Ansiedlung seiner Veteranen gewählt.

### *Der Beginn des wirtschaftlichen Aufschwungs*

Im Laufe des 2. Jahrhunderts wuchs der Wohlstand der Stadt, da es der Proconsularis gelungen war, die Hauptlast der Afrika auferlegten Getreidelieferungen für die *Annona*<sup>6</sup> auf Numidien und Mauretanien abzuwälzen. Diese Auflage bestimmte die Abgabe einer gewissen Getreidemenge für die Verproviantierung der Bevölkerung, welche der Staat zu einem niedrigen Festsatz ankaufte. Zur Zeit Neros wurden in Ostia, dem Hafen Roms, jährlich 8,4 Millionen Zentner Weizen<sup>7</sup> aus Afrika gelöscht.

Durch diese Verlagerung der hauptsächlichsten Weizenanbaugelände konnten sich die Bewohner der Proconsularis jetzt wirtschaftlich ertragreicheren Kulturen zuwenden. Sie legten Olivenpflanzungen an, die sich von der Byzacena, in der Thysdrus lag, bis nach Thabraca<sup>8</sup> an der nördlichen Mittelmeerküste erstreckten. *Ch. Saumagne* entdeckte Centuriationen<sup>9</sup> um El Djem<sup>10</sup> und stellte dabei fest, daß dort etwa 15 000 ha mit Olivenbäumen in parallelen Reihen bestanden gewesen waren. Diese immense Anpflanzung erregte auch die Bewunderung der Araber und dauerte lange nach ihrer Eroberung fort. Erst im 11. Jahrhundert wurden diese Kulturen zerstört, als der kriegerische Stamm der Hilâl-Nomaden<sup>11</sup>, von Ägypten kommend, das übrige Nordafrika in kurzer Zeit überannte und Städte und Dörfer niederbrannte, weite Gebiete mit



Die römischen Provinzen des mittleren Nordafrika.

einer blühenden Landwirtschaft zerstörte, sowie die friedlichen Bewohner beraubte und tötete. Erst unter den Hafsiden<sup>12</sup> wurden, nach Vertreibung der Banû Hilâl im 13. Jahrhundert, die Olivenkulturen wieder neu angelegt und bestehen noch heute. Als Kuriosum sei vermerkt, daß in der Gegend von Sfax die Geschäftsleute auch jetzt ihre Gewinne nicht zur Bank tragen, sondern sich dafür Olivenbäume kaufen.

Doch scheint die Qualität des afrikanischen Öls anfänglich sehr schlecht gewesen zu sein, wenn man den Übertreibungen des Satirikers Juvenal einen Kern von Wahrheit zubilligen will. Er schreibt, daß das Öl durch seinen üblen Geruch Schlangen in die Flucht getrieben habe und Sklaven beim Ölen ihrer Herren im Bade ohnmächtig zusammenbrechen ließ. Mit der Zeit wurden aber die anfänglich unzulänglichen Herstellungsmethoden soweit verbessert, daß im 4. Jahrhundert Afrika zu den gefragtesten Öllieferanten der Mittelmeerländer gehörte, selbst dann, wenn sie eine eigene Produktion besaßen. Diese Entwicklung ist einwandfrei durch dort gefundene, aus Afrika kommende Amphoren für den Öltransport bewiesen, von denen ein großer Teil aus Thysdrus und seiner Region stammte, was aus den Herstellersiegeln hervorgeht. Der Reichtum des römischen Afrika beruhte daher weitgehend auf dem umfangreichen Export von Öl, dessen Preisgestaltung im Gegensatz zu der des Weizens für die *Annona* den Gesetzten der freien Marktwirtschaft unterlag. In Nordafrika wurden auch Hunderte von Olivenpressen gefunden, deren Kapazität weit über den Eigenbedarf der dortigen Provinzen hinausging. Diese Feststellung bleibt gültig selbst im Hinblick auf den, gemessen an unseren modernen Konsumgewohnheiten, unerhört hohen Verbrauch von Öl in der Antike, wo es nicht nur in der Küche, sondern auch für die Beleuchtung und Kosmetik verwendet wurde.

Seit der Zeit Hadrians ist von vielen luxuriösen Wohnhäusern in Thysdrus die Rede, welche mit Statuen und Mosaiken reich aus-

gestattet waren. Ein Zirkus und Thermen entstanden, das kleine Amphitheater wurde vergrößert und das noch nicht erforschte Forum erhielt neue Gebäude. Alle diese Hinweise sprechen für einen zunehmenden Wohlstand der Stadt, die nicht nur als Mittelpunkt eines Olivenanbaugebietes, sondern auch als Wirtschaftszentrum im Hinterland der Sahelhäfen Hadrumetum, Acholla<sup>13</sup>, Thapsus, Leptis Minor<sup>14</sup> und Sullectum<sup>15</sup> Bedeutung erlangt hatte. Die Stadt wurde zum Knotenpunkt von Straßen, die alle auch Transportwege des Öls waren. Dank seiner Verkehrslage war Thysdrus, neben seiner Rolle als Regionalmarkt, auch noch die Funktion als Umschlagplatz für den Ex- und Import zwischen dem Hinterland und den Häfen zugefallen. Als sichtbarer Ausdruck des auf dem Handel basierenden Reichtums darf der Kult des Merkur angesehen werden, der als Gott des Handels gleichzeitig auch Beschützer der Händlervereinigungen war. Auf Inschriften erscheint er als DEO MERCURIO SANTO GENIO COLONIAE THYSDRITANORUM<sup>16</sup>.

Die von den Severerkaisern veranlaßten umfangreichen Öllieferungen für Rom brachten der Byzacena und vor allem dem aufstrebenden Thysdrus viel Geld ein. Die Lieferkapazität war aber durch diese Exporte so stark in Anspruch genommen, daß die Stadt ihre Kunden im östlichen Mittelmeergebiet vernachlässigen mußte. Die zunächst so günstig scheinenden Staatslieferungen verkehrten sich in das Gegenteil, als die in Rom gestapelten Vorräte die Preise rapide sinken ließen. Für Thysdrus war das eine Katastrophe, da sich inzwischen die alte Kundschaft nach anderen Bezugsmöglichkeiten umgesehen hatte und dieser Markt daher verloren war. Die Stadt lernte nun die Not kennen.

### *Die Vorgeschichte des Aufstandes von Thysdrus*

Alexander Severus, der 222 mit dreizehn Jahren als letzter Repräsentant der Severer den römischen Kaiserthron bestieg, war dank der hervorragenden Erziehung, die ihm seine Mutter Julia Mamaea zuteil werden ließ, ein hochgebildeter und kultivierter Jüngling. Leider stand er auch während seiner Regierungszeit (222-235) weitgehend unter mütterlichem Einfluß, was ihm zum Verhängnis werden sollte.

Im Gegensatz zu seinem berühmten Vorfahren Septimius Severus war Alexander kein Feldherr und reichte auch als Staatsmann nicht an das Format des ersten Afrikaners auf dem römischen Kaiserthron heran. Hingegen sind die unter seiner Regierung erlassenen Maßnahmen zur Förderung von Handel und Landwirtschaft durch

Verleihung von Privilegien an Kaufleute und die kostenlose Überlassung von Staatsland an Siedler von Bedeutung. Leider reichten sie aber nicht aus, die allgemeine Krise des 3. Jahrhunderts zu überwinden, die in der verhältnismäßig ruhigen und autonomen Provinz Africa noch unter der Oberfläche schwelte, während sie im übrigen Reich schon offen ausgebrochen war. Die durchaus vernünftigen Verordnungen Alexanders zur Eindämmung von Korruption und Wucher hatten zusammen mit einer gerechteren Verteilung der Steuerlasten das Wohl der ärmeren Bevölkerungsschichten zum Ziel. Außerdem suchte der persönlich bedürfnislose Kaiser auch gegen das Überhandnehmen von Luxus und Wohlleben in der reichen Oberschicht einzuschreiten, was deren Angehörige ihm begreiflicherweise übelnahmen.

Die größten Schwierigkeiten lagen jedoch bei der Armee. Die absolutistischen Ansprüche der Legionen konnten bei dem friedliebenden Kaiser, der alles tat, um den drohenden Krieg im Osten des Reiches gegen den Sasaniden Ardašir I.<sup>17</sup> (211/12-241/42) zu vermeiden, keine Erfüllung finden. Das neue Perserreich der Sasaniden hatte die Parther gestürzt und stellte dem Machtanspruch des römischen Imperiums seinen eigenen entgegen, indem es alle einst von den Achämeniden beherrschten Gebiete zurückverlangte, was für Rom die Aufgabe des gesamten Orients bedeutet hätte. In dieser bedrohlichen Lage, die eine vermehrte Einigkeit dringend erfordert hätte, gab es statt dessen im römischen Heer Desertionen und Meutereien, die sich an dem weitreichenden Einfluß entzündeten, den Julia Mamaea noch immer auf ihren Sohn ausübte. Die Legionäre sahen in dieser Frau die Triebfeder der auf Frieden gerichteten Politik des Kaisers und waren außerdem verärgert durch ihren Geiz. Die Unruhe in der Truppe war letzten Endes aus dem Verlangen nach neuen Siegen und reicher Beute entstanden, die der maßvolle Jüngling auf dem Kaiserthron nicht erfüllen konnte. Die Soldaten wünschten leidenschaftlich die ruhmreichen Schlachten und glänzenden Siege des Septimius Severus zurück, die in der Erinnerung der Älteren noch ungebrochen weiterlebten.

Die Berichte der antiken Autoren über den Verlauf des Feldzuges gegen Ardašir, an dem der pazifistische Kaiser mit seiner Mutter dennoch teilnahm, sind sehr widersprechend. Wenn auch nicht genau feststeht, wer Sieger blieb, kann doch angenommen werden, daß es dem römischen Heer trotz seiner mangelhaften Disziplin gelungen war, die Perser zu schlagen. Der Feldzug wurde jedenfalls gegen Ende des Jahres 232 abgebrochen; der Angriff auf das Imperium war noch einmal zurückgeschlagen worden.

Dafür verstärkten sich aber von Norden her die Angriffe der Alamannen. Als sie immer massiver wurden, traf der Kaiser mit

seiner Mutter zu Beginn des Jahres 235 im Truppensammellager bei Mogontiacum<sup>18</sup> ein, wo er sich ohne Erfolg bemühte, den Ausbruch eines Krieges zu vermeiden. Bei Bekanntwerden seines Versuches, den Frieden mit Geld zu erkaufen, gerieten die des unsoldatischen Kaisers müden Legionen in Aufruhr und hoben den an der Spitze der in aller Eile ausgehobenen Truppen im Heerlager Eintreffenden Thraker Maximinus auf den Schild. Ein Thronwechsel war ihnen auch wegen der üblicherweise damit verbundenen Geschenke willkommen. Alexander Severus und Julia Mamaea wurden am 18. oder 19. März 235, dem 14. Regierungsjahr des Kaisers, ermordet; damit fand die afrikanisch-syrische Dynastie der Severer ihr Ende.

Mit der Erhebung des ersten Kaisers barbarischer Herkunft, der sich vom einfachen Soldaten in den Ritterstand hinaufgedient hatte, begann die Militäranarchie, die bis zum Jahr 268 andauerte, als Claudius II. Gothicus die Regierung antrat. Gleichzeitig nahm mit Maximinus Thrax die Reihe der aus Illyrien stammenden Soldatenkaiser ihren Anfang, die in Diokletian ihren bedeutendsten Repräsentanten haben sollte.

Die große Krise des 3. Jahrhunderts hatte mannigfache Ursachen, deren schwerwiegendste wohl in der Diskontinuität der Thronfolge zu sehen ist. Seit Septimius Severus war kein Kaiser mehr eines natürlichen Todes gestorben und die durchschnittliche Regierungszeit seiner vier Nachfolger hatte sechs Jahre betragen. Wegen der zunehmenden Abwehr von Barbareninvasionen befanden sie sich zudem meistens im Felde und waren hochverräterischen Bestrebungen seitens ihrer Feldherrn ziemlich wehrlos anheimgegeben. Die Barbaren drängten von Norden her auf römisches Reichsgebiet vor, um dort Siedlungsland zu gewinnen und Anteil an den Ertragschaften des Imperiums zu haben. Im Orient stand drohend die Phalanx der Sasaniden mit dem unwiderruflichen Entschluß, alle einst dem Perserreiche gehörenden Gebiete zurückzuerobern.

Diese Faktoren bewirkten durch die von ihnen hervorgerufene Unsicherheit einen allgemeinen Rückgang der Wirtschaft, der den Münzwert absinken ließ und eine Inflation der Preise verursachte. Hierzu traten die durch die Umstände notwendig gewordenen erhöhten Ausgaben für die Verteidigung des Reiches, was zu einem fühlbaren Steuerdruck führte. Überflüssig zu sagen, daß sich in diesem allgemeinen Zustand der Auflösung bis dahin gültiger Normen das Räuberunwesen ausbreitete und die von der Einschränkungen der rückläufigen Konjunktur schon hart betroffene Bevölkerung auch noch dessen Auswirkungen zu ertragen hatte.

Die Proconsularis war bis zum Tode des letzten Severers dem römischen Senat verbunden gewesen, weil sich der Landbesitz größten-

teils in der Hand der Optimaten und ihnen nahestehender Grundeigentümer befand. Als infolge der allgemeinen Verschlechterung der Wirtschaftslage auch der gewinnbringende Karawanenhandel zurückging, brach in allen sozialen Schichten Unzufriedenheit aus, die sich vor allem gegen das den Zivilisten gegenüber privilegierte Heer richteten und den zwischen diesen beiden Gruppen schwelenden Haß verstärkte.

Vor diesem historischen Hintergrund müssen die nun folgenden Ereignisse gesehen werden.

### *Das Proconsulat von Africa*

Im Jahr 27 v. Chr. war die Verwaltung des Reiches zwischen Kaiser und Senat geteilt worden. Dabei waren die Provinzen Africa und Asia dem Senat zugefallen und wurden von einem Prokonsul regiert, der im Range über allen kaiserlichen Statthaltern der übrigen Provinzen stand. Sein hohes Amt war mit einer großen Machtvollkommenheit ausgestattet, die ihm ein außerordentliches Ansehen verlieh. Dem Prokonsul unterstand die Jurisdiktion seiner Provinz für Zivil- und Strafrecht, die auch die Gewalt über Leben und Tod einschloß; gegen sein Urteil hatten nur römische Bürger ein Berufungsrecht.

Zunächst übte der Prokonsul von Africa auch die Befehlsgewalt über die in seiner Provinz stationierten Legionen aus, ein Recht, das ihm aber von dem argwöhnischen Kaiser Caligula genommen und einem seiner in Numidien residierenden Legaten übertragen wurde. Dieser auch dem Senatorenstand angehörende Beamte stand im Range zwar unter dem Prokonsul, befehligte aber die Armee unabhängig von ihm und war nur dem Kaiser direkt verantwortlich. Diese Teilung der Zivil- und Militärgewalt sollte hochverräterische Bestrebungen nach Möglichkeit im Keime ersticken, weil sie ein Einvernehmen zwischen Prokonsul und Legat infolge der sich aus der gewollt unorganischen Abgrenzung ihrer beiden Machtbereiche zwangsläufig ergebenden Reibungen und daraus resultierenden persönlichen Aversionen ganz außerordentlich erschwerte, wenn nicht unmöglich machte.

Trotzdem war das Proconsulat auch danach noch ein mit besonderem Prestige versehenes Amt, als dessen äußeres Zeichen seinem Träger beim Erscheinen in der Öffentlichkeit Liktores mit von roten Wollbändern zusammengehaltene Ulmen- oder Birkenruten, die sog. Fasces, mit dem Beil als dem Symbol der Staatsgewalt, vorantrugen. Die Anzahl der Liktores entsprach der der Fasces. Den Prokonsuln der Provinzen Africa und Asia standen 12 Fasces, allen

übrigen Statthaltern 6 Fasces zu. Nur die Kaiser hatten Anspruch auf 24 Fasces. Die Klassifizierung des Prokonsulats als höchste Statthalterschaft geht aus dieser Verfügung deutlich hervor.

### *Zur Person des Gordianus*

Nach der Ermordung des Alexander Severus war Marcus Antonius Gordianus Sempronianus (159–238), der sein Geschlecht väterlicherseits bis auf die Gracchen, mütterlicherseits auf Trajan zurückführte, Prokonsul von Afrika. Gordianus war ein kultivierter Aristokrat, der großzügig, von edlen Gedanken beseelt, rechtlich gesinnt und von ausgeglichenem Charakter war. Seine hervorragende Beredsamkeit hatte er sich durch das Studium der Rhetorik bei dem Sophisten Flavius Philostratos in Antiochia erworben, wobei er Plato und Aristoteles besonders schätzte; von den Römern gab er Cicero und Virgil den Vorzug. Gordian hatte zu Ehren von Antoninus Pius und Marc Aurel eine Antoninias von 30 Bändern sowie zahlreiche andere Poeme gedichtet.

Die physische Erscheinung Gordians wird als normal groß, doch etwas dick bezeichnet. Sein breites, rotes, von vollem weißem Haar umrahmtes Gesicht spiegelte den Adel seines Charakters wider. Es wird berichtet, daß Gordianus sich im Sommer 4–5 Mal, im Winter 2 Mal täglich wusch und in Essen und Trinken sehr mäßig war. Doch liebte er es sehr, sich elegant zu kleiden.

Der unerhört reiche Mann war während seiner Ämterlaufbahn<sup>19</sup> schon als Quästor<sup>20</sup> sehr freigiebig gewesen und hatte in seinem Amtsjahr als Ädil<sup>21</sup> dem Volk jeden Monat ein prächtiges und teures Zirkusspiel gestiftet. Nachdem er alle senatorischen Ämter durchlaufen hatte, wurde er mit dem ehrenvollen Prokonsulat von Africa betraut, das er im Jahr 238 innehatte.

### *Die Rebellion von Thysdrus*

Gordianus und sein gleichnamiger Sohn (192–238) waren dem Soldatenkaiser Maximinus schon ihrer Herkunft wegen suspekt. Der Senat hatte Gordianus d. J. seinem Vater als Legat der Proconsularis beigegeben, als welcher er den Prokonsul in Verwaltung und Gerichtsbarkeit zu unterstützen hatte. Dieser dem Prokonsul unterstehende Legat darf nicht mit dem kaiserlichen Militärlegaten, dem Oberkommandierenden der in Numidien stationierten III. Augusteischen Legion, verwechselt werden.

Aber weder Gordianus noch sein Sohn konnten die Bevölkerung

der Provinz vor der Grausamkeit der Prokuratoren des Kaisers schützen, die hinter dem Vorwand, seinen rigorosen Steuergesetzen Geltung verschaffen zu müssen, ihre persönliche Habgier verbargen und die wehrlosen Einwohner mit aller Härte zur Zahlung der Abgaben zwangen. Im Weigerungsfall wurden sie mit Enteignung, ja unter besonderen Umständen sogar mit dem Tode bestraft.

An diesen unerhörten Übergriffen, die vor allem gegen die reichen Optimatenfamilien und die ihnen nahestehenden Grundeigentümer gerichtet waren, entzündete sich die Revolte der davon Betroffenen, und riß auch die auf ihren Gütern tätigen Kolonen mit sich. Die junge Generation der bedrohten Familien zog mit ihren Landarbeitern nach Thysdrus, wo sich gerade der kaiserliche Prokurator aufhielt, um im Anschluß an die beendete Olivenernte die Abgaben festzusetzen. Die jugendlichen Rebellen unter Führung des Decurionen<sup>22</sup> Mauricius erstachen den verhaßten Beamten, wonach Mauricius auf seinem Landgut vor der Stadt eine Rede an das dort zusammengeströmte Volk hielt, in der er sich und alle Anwesenden dazu beglückwünschte, den Abgesandten Maximinus' aus dem Wege geräumt zu haben. Der dadurch geschaffenen gefährlichen Situation gedenkend, forderte er seine Zuhörer auf, den Prokonsul und seinen Sohn zu Augustii zu ernennen. Darauf rief die Menge aus: „Das ist richtig! O Gordianus, Augustus, die Götter



Lambèse, Wachhaus des Praetoriums.

mögen dich schützen! Du bist unser Kaiser, herrsche mit deinem Sohn!”

Danach zogen sie nach Thysdrus zurück, wo sie den ehrwürdigen alten Mann fanden, der auf dem Bett lag, um sich nach der Gerichts-sitzung auszuruhen. Mit Gewalt legten sie ihm den Purpur an, obwohl er sich, diesen abwehrend, zu Boden warf. Endlich erklärte er sich bereit, die Kaiserwürde anzunehmen, da er nichts Besseres tun konnte, um sich der sicher zu erwartenden feindlichen Reaktionen des Maximinus und der ihm ergebenen Personen zu erwehren.

Es ist niemals geklärt worden, ob der Prokonsul zufällig in Thysdrus Gericht hielt, als der Mord geschah, oder ob seine gleichzeitige Anwesenheit einem in allen Einzelheiten vorgefaßten Plan entsprach. Wenn es wahr ist, daß Maximinus die beiden Gordiane schon vor der Akklamation mit dem Tode bedroht hatte, kann es sich durchaus um eine geschickte Inszenierung gehandelt haben. Die Ereignisse hatten sich derart überstürzt, daß alle diese Umwälzungen an einem einzigen Tage – Anfang März des Jahres 238 – stattfanden.

### *Gordianus I. und Gordianus II., Kaiser von Rom*

In der ganzen Provinz wurde die Nachricht von der Erhebung des beliebten Prokonsuls zum neuen Kaiser begeistert aufgenommen. Nach der fast ein halbes Jahrhundert andauernden Macht der Legionen und dem entscheidenden Einfluß, den sie bei der Neuwahl der Kaiser ausgeübt hatten, war die Rebellion von Thysdrus der erste gelungene Versuch von Zivilisten, einen ihnen verbundenen Kaiser auf den Thron zu bringen; dabei konnten sie noch damit rechnen, daß dieser dem Senat gewiß genehm sein werde.

Die jugendlichen Träger des Aufstandes stürzten in ihrer verständlichen Begeisterung die Statuen des Maximinus um, zerstörten seine Abbilder und meißelten seinen Namen aus. Der von dem, in diesem Augenblick immerhin noch legitimen, Kaiser verdammt Gordianus, dem man den Beinamen „Africanus“ verliehen hatte, begab sich unter Entfaltung kaiserlichen Pompes mit seinen Anhängern nach Karthago zurück. Die Nachkommen der vornehmsten Familien begleiteten Gordianus I. und trugen ihm mit Lorbeer umwundene Fasces voraus. In der Hauptstadt erwartete den neuen Kaiser eine triumphale Aufnahme und Soldaten der Stadtkohorte gaben ihm das Ehrengelcit.

Diese Stadtkohorte ist eine der drei im römischen Reich bestehenden Polizeitruppen, die noch in Rom und Lugdunum<sup>23</sup> lagen. Sie verdankt ihre Gründung Vespasian, der die Hauptstadt des römi-

schen Africa, damals nach Alexandria die drittgrößte Stadt des Reiches, für bedeutend genug hielt, eine eigene Truppe zu unterhalten. Sie und die jährlich wechselnde Legionskohorte (Garde) wurden vom Prokonsul befehligt, den dieses Kommando wenigstens teilweise damit versöhnt haben mag, daß er nicht mehr die Befehlsgewalt über die Provinzialtruppen ausübte. Obwohl die Stadtkohorte, durch Septimius Severus von 500 auf 1500 Mann gebracht, ausschließlich dem zivilen Einsatz diente<sup>24</sup>, war sie nach dem Vorbild der Prätorianer militärisch organisiert und galt als Elitetruppe, weshalb ihre Tribunate auch nur sorgfältig ausgewählten Offizieren zugänglich waren und erst seit Beginn des 2. Jhs. auch von gebürtigen Afrikanern bekleidet werden konnten. Auch für die Soldaten<sup>25</sup> galt der Dienst in dieser Truppe als besonders ehrenvoll, was durch höheren Sold und verschiedene andere Privilegien unterstrichen wurde, die sie über den Stand der Legionsoldaten hinaus hoben.

Die Mitglieder des Senats waren mit der Entwicklung in Afrika durchaus einverstanden, da sie den verhaßten Soldatenkaiser entmachtet und einen der Ihren auf den Thron gebracht hatte. Als daher von Rom die Bestätigung der Kaiserwahl eintraf und der Senat Gordianus I. mit dem Titel „Romanus“ ausgezeichnet und seinen Sohn als Gordianus II. zum Mitaugustus eingesetzt hatte, herrschten in Karthago und der Proconsularis Jubel und große Freude. Aber nur einen Augenblick lang – denn weder die Unterstützung des Senats noch das Versprechen des neuen Kaisers von Recht und Freiheit sowie seine großzügigen Schenkungen an Heer und Volk konnten verhindern, daß der abgesetzte Maximinus seine Gegenmaßnahmen traf und dabei vom Glück begünstigt war.

Ein nicht vorherzusehender Umstand kam ihm dabei entscheidend zu Hilfe. Gordianus I. hatte sofort nach seiner Bestätigung Julius Capellianus als Militärlegaten abgesetzt und eine ihm ergebene Persönlichkeit auf diesen wichtigen Posten berufen. Dadurch verwandelten sich die bereits zwischen dem Legaten und dem ehemaligen Prokonsul bestehenden persönlichen Differenzen in eine offene Feindschaft des Abgesetzten gegen den neuen Kaiser, die Maximinus für sich zu nutzen wußte.

Capellian war dem Befehl Gordians nicht nachgekommen, sondern hatte sich auf die Seite des vom Senat geächteten Maximinus gestellt, zumal der neuernannte Legat noch gar keine Zeit gefunden haben konnte, sich in das Legionslager Lambaesis in Numidien zu begeben, um das Kommando zu übernehmen. Capellian nahm diese Gelegenheit wahr, um an der Spitze seiner Truppe zu einem Rachezug nach Karthago aufzubrechen mit dem Ziel, Maximinus durch einen militärischen Sieg wieder auf den Thron zu ver-

helfen und dadurch seine eigene verlorene Position wiederherzustellen.

Die Karthager verteidigten ihren Kaiser, so gut sie konnten. Aber die kleine, aus der Legions- und Stadtkohorte bestehende und von bäuerlichen Freischärlern verstärkte, von Gordian II. kommandierte Truppe hatte gegen die vorzüglich ausgebildeten und bewaffneten Legionäre des Capellian, dem außerdem noch numidische Reiter und Fußvolk zur Verfügung standen, von vorn herein keine Chance. Der durch sein in einem sehr luxuriösen Rahmen verlaufenes Leben verweichlichte Gordian II. war schon physisch den Strapazen eines Feldzuges kaum gewachsen.

Es wird berichtet, daß der gutaussehende, elegante Mann dieselben aristokratischen Manieren besaß wie sein Vater. Er liebte es, seine Tage in Gärten und Bädern zu verbringen und trank viel Wein, den er mit Rosenblättern aromatisierte. Demgegenüber aß er nur sehr mäßig und bevorzugte Obst und Gemüse. Der junge Gordianus hatte naturgemäß eine hervorragende Erziehung genossen und seine Studien glanzvoll absolviert. Wegen seiner Ehrenhaftigkeit und Güte war er bei allen Klassen des Volkes beliebt. Nur heiraten wollte er nicht, sondern besaß 22 Konkubinen, mit denen er zahlreiche Kinder zeugte.

Der Lebensstil eines solchen raffinierten Genüssen zugetanen Aristokraten hatte Gordianus d. J. natürlich nicht dazu prädestiniert, der Anführer eines um das nackte Überleben kämpfenden Häufleins zu werden. Weit schwerwiegender war noch die Unfähigkeit des jungen Augustus, die psychischen Belastungen einer durch so verzweifelt ungleiche Voraussetzungen geprägten Situation zu ertragen und eine Wende zu seinen Gunsten herbeizuführen. Der Aristokrat Gordianus war ganz einfach nicht die Persönlichkeit, dem verschlagenen Capellian, der sein Kriegshandwerk meisterhaft verstand, mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Die Begeisterung und der Kampfesmut der kleinen von ihm geführten Truppe und der mit Hacken, Spaten und anderen landwirtschaftlichen Geräten notdürftig bewaffneten Schar von Kolonen konnte gegen die sowohl technisch als auch von der taktischen Führung her weit überlegenen Legionssoldaten nichts ausrichten. Durch Drohungen Maximinus' eingeschüchtert und von der Ausdauer Capellians erschreckt, gab es außerdem auch einige Überläufer bei den Karthagern. Die Schlacht zwischen den ungleichen Partnern ging daher genauso aus, wie es vorauszusehen war: Gordian fiel im Kampf und seine Truppe wurde geschlagen.

Als seinem alten Vater die Schreckensnachricht überbracht wurde, erhängte er sich aus Schmerz über den Tod seines Sohnes. Die wie ein Komet aufgegangene und erloschene Regierung der beiden

Gordiane hatte kaum 25 Tage gedauert und der Traum von Größe war schon beendet, bevor er überhaupt begonnen hatte.

### *Das Interregnum*

Die Proconsularis bekam nun die Rache des siegreichen Capellian zu spüren, der rücksichtslos diejenigen Mitglieder der Optimatenfamilien töten ließ, die der Schlacht bei Karthago entkommen waren. Mit äußerster Grausamkeit und Strenge ging er gegen alle Parteigänger der Gordiane vor, wo immer sich ein noch so geringer Widerstand gegen sein Schreckensregiment bemerkbar machte. Vielleicht hat der Legat in diesem Moment seiner unumschränkten Macht mit dem Gedanken gespielt, sich selbst zum Kaiser zu machen, denn er war der unumstrittene Herr des römischen Afrika und hatte die Armee fest in der Hand. Das Ende der Karriere dieses energischen Mannes ist uns leider nicht bekannt.

Über Thysdrus, das so unerwartet aus seinem provinziellen Schlummer in das grelle Licht der Reichsgeschichte getreten war, brach eine Welle der Zerstörung herein, der zahlreiche Häuser und öffentliche Gebäude zum Opfer fielen. Es gelang der Stadt offenbar nicht, sich von diesem harten Schlag zu erholen, denn die weitere Bautätigkeit, an der stets die Prosperität antiker Städte abzulesen ist, kam fast ganz zum Erliegen. Wie überall in der Provinz, wurden zwischen 238 und 285 sogar die notwendigen Restaurierungsarbeiten an bestehenden Gebäuden weitgehend eingeschränkt. Das etwa 150 km weiter westlich gelegene Sufetula<sup>26</sup> schickte sich nun an, die Rolle im Olivenhandel und Ölexport zu übernehmen, die Thysdrus zu seinem Reichtum verholfen hatten. Zusammen mit den südlichen Häfen des Sahel sank dieses zu einer unbedeutenden Kleinstadt der Provinz herab.

### *Die Herrschaft des Enkels*

Nach dem Tode der beiden Gordiane hatte der Senat aus seiner Mitte 20 Kommissare zur Verteidigung Italiens gegen Maximinus ernannt und M. Clodius Pupienus Maximus sowie D. Caelius Calvinus Balbinus als Kaiser aufgestellt. Der zum Staatsfeind erklärte Maximinus Thrax war auf dem Marsch zu der Entscheidungsschlacht gegen die beiden Senatskaiser von seinen Soldaten in Aquileia getötet worden, wonach das Volk stürmisch den 13-jährigen Enkel Gordians I. und Sohn seiner Tochter Maecia Faustina als Kaiser verlangte. Noch Ende März 238 gab der Senat dieser mit

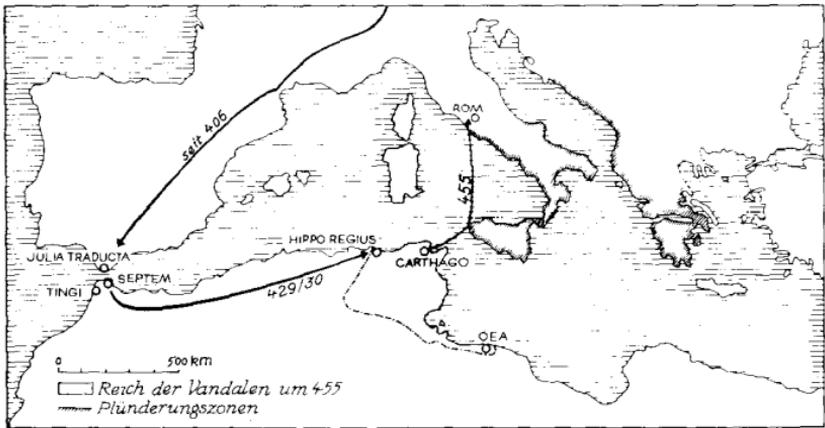
großer Heftigkeit geäußerten Forderung nach und ernannte den jungen Gordianus, der seiner illustren Verwandten wegen bei Volk und Heer außerordentlich beliebt war und aus demselben Grunde vom Senat gestützt wurde, zum Caesar. Als die beiden Schattenkaiser nach einer Regierung von 99 Tagen ermordet wurden, riefen die Praetorianer unter Billigung des Senats den jungen Caesar zum Augustus aus.

Eine der ersten Taten des neuen Kaisers war die aus familiären Resentiments geborene Auflösung der III. Augusteischen Legion, die seit der Gründung der Provinz Africa dort stationiert gewesen war, weil sie unter Capellian gegen seinen Großvater und Onkel gekämpft hatte. Sie wurde durch andere Legionstruppen ersetzt und ihr Andenken verfiel der „*Damnatio memoriae*“, d. h. ihr Name wurde auf den Gedenksteinen ausgehöhelt, um jede Erinnerung an sie zu tilgen.

Da Gordianus III. (224–244) natürlich viel zu jung war, um tatsächlich zu regieren, gelang es den Günstlingen seiner Mutter, die Führung der Staatsgeschäfte an sich zu reißen, was Mißwirtschaft zur Folge hatte. Politische Schwierigkeiten ließen nicht auf sich warten, denn das Reich hatte sich der Goten und Carper zu erwehren. Im Jahr 240 zettelte der Gordian feindlich gesinnte Sabinianus, wahrscheinlich Prokonsul von Afrika, einen Aufstand an und ließ sich in Karthago zum Kaiser ausrufen. Er wurde jedoch von seinen eigenen Anhängern dem Statthalter von Mauretanien ausgeliefert und bezahlte seine Rebellion mit dem Leben.

Ein Jahr später erhob der Kaiser C. Furius Sabinus Aquila Timesitheus, der schon unter Alexander Severus ehrenvolle Ämter bekleidet hatte, zum Gardepräfekten und heiratete dessen Tochter Furia Sabinia Tranquillina, um den gebildeten, erfahrenen und integren Mann noch stärker an sich zu binden. Dadurch änderte sich die interne Situation und die Günstlinge der Kaisermutter wurden von der Regierung ausgeschlossen. Eine feste Richtung der römischen Politik erwies sich auch im Hinblick auf den erneut bevorstehenden Krieg gegen die Sasaniden als notwendig. Mesopotamien mit den Städten Carrhae<sup>27</sup> und Nisibis<sup>28</sup> konnte dank der militärischen Tüchtigkeit des Präfekten von den Römern zurückerobert werden.

Auf dem weiteren Vormarsch nach Ktesiphon starb Timesitheus an den Folgen einer Dysenterie, woran der in Transjordanien geborene M. Julius Philippus offenbar nicht unbeteiligt war. Dieser aus einer einfachen Familie stammende, aber hochmütige und sehr ehrgeizige Offizier wußte sich in den Vordergrund zu spielen und wurde von Gordian anstelle des Verstorbenen zum Praetorianerpräfekten ernannt. Der Tod seines Freundes und Ratgebers bedeutete für den



Das Reich der Vandalen um 455.

jugendlichen Kaiser ein großes Unglück, da es ihn mitten in dem Feldzug gegen die Perser der bewährten und vertrauten Stütze beraubte.

Philippus, der Gordian seiner vornehmen Herkunft und Beliebtheit wegen fürchtete, ersann einen perfiden Plan, um sich des gehaßten Kaisers zu entledigen. Er ließ den Nachschub absichtlich umleiten und sandte die Verpflegungskommandos in Orte, wo es nichts zu requirieren gab. Damit erreichte er, daß die Truppe sich gegen den Kaiser empörte. Er wurde umgebracht und Philippus Arabs<sup>29</sup> zum neuen Kaiser ausgerufen. Da der Senat die Hintergründe dieser Akklamation nicht kannte und Philippus dem toten Gordian alle ihm zukommenden Ehrungen erweisen ließ, gelang ihm zunächst die Irreführung und er wurde als Kaiser bestätigt. Allmählich drang aber die Wahrheit durch und die an der Ermordung Gordians Beteiligten sollen sich gegenseitig umgebracht haben.

Diese Geschehnisse ereigneten sich im Tal des mittleren Euphrat zwischen Zaitha und Dura Europos. Mit dem Tode des jungen Gordianus III. war auch diese Dynastie ausgestorben und die Rebellion von Thysdrus mit allen ihren Folgeerscheinungen hatte ihr Ende gefunden.

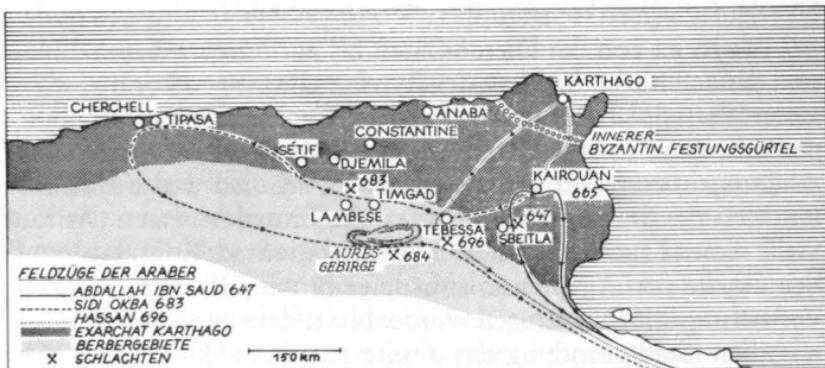
### *Die arabischen Invasionen in Afrika*

Drei Jahrhunderte später konnte Belisar, der Feldherr Justinians I. (527–565) im Dezember 533 bei dem 30 km vor der Hauptstadt Karthago gelegenen Tricamerun über den letzten Vandalenkönig Gelimer einen entscheidenden Sieg erringen. Damit hatte die hundertjährige Herrschaft der Vandalen über das römische Afrika ihr

Ende gefunden. Justinian erhob als legitimer Nachfolger des 476 untergegangenen weströmischen Reiches Anspruch auf diese Provinz, die Byzanz weitere hundert Jahre beherrschen sollte.

Die erste arabische Invasion erfolgte bereits unter Othman, dem dritten der „rechtgeleiteten bzw. weisen Kalifen“, (644–656), die nach dem Tode Mohammeds die islamische Gemeinde regierten. Der arabische Statthalter von Ägypten, Abdallah ibn as-Sa'ad, erhielt 647 den Befehl, mit seiner 20.000 Mann starken Armee das byzantinische Afrika anzugreifen. Er drang mit seinen schnellen Reiterabteilungen fern vom Meere vor, weil er über See herangebrachte Verstärkungen des Feindes in Küstennähe entgehen wollte. Damals besaßen die Araber als Bewohner der Wüste noch keinerlei Erfahrungen in der Navigation und machten daher die weiten Steppen im Innern der Byzacena, die am meisten ihrer heimatlichen Umwelt entsprachen, zum hauptsächlichsten Kriegsschauplatz.

Die erste Feindberührung fand in dem stark befestigten Sufetula<sup>30</sup> statt, wo der orthodoxe Exarch von Afrika, Gregor, sich mit Billigung des Papstes Theodor I. (642–649) zum Kaiser ausrufen ließ, weil er mit der monothelitischen Partei am Hofe Konstans' II. (641–668) nicht einigging. Gregor wurde geschlagen, und dieser militärische Sieg der Araber war von entscheidender Bedeutung für das weitere Schicksal des byzantinischen Afrika, weil die arabischen Reitertruppen nun bis weit in den Süden bis zu den fruchtbaren Djerid-Oasen vordringen konnten, ohne nennenswertem Widerstand zu begegnen. Dieser war vor allem im Norden konzentriert, wo die Byzantiner eine zweite Verteidigungslinie gebildet hatten. Das Angebot des Gegners, ihren Abzug mit Gold zu erkaufen, kam den auch in der Belagerungstechnik noch völlig unerfahrenen Arabern sehr gelegen, und Abdallah zog sich mit seiner reichen Beute nach Ägypten zurück, ohne einen Statthalter eingesetzt zu haben.



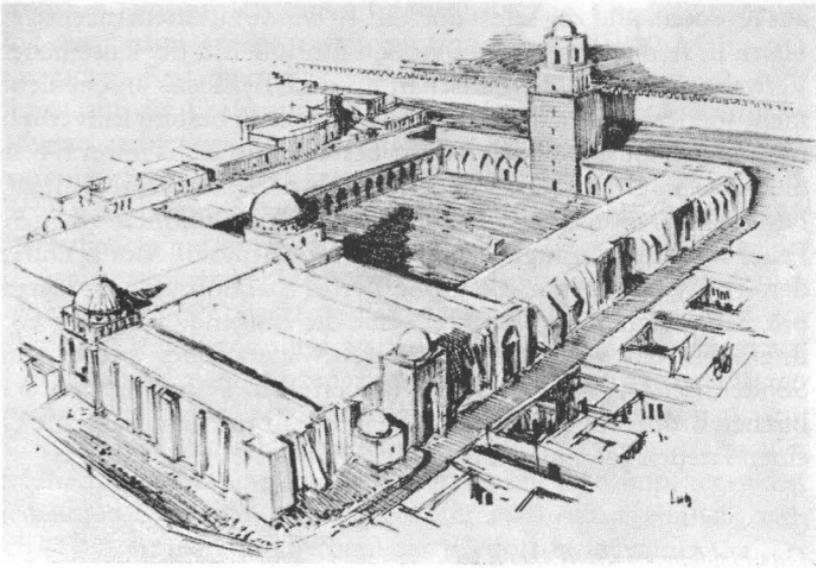
Die Feldzüge der Araber. Für die Ortsnamen wurden die heutigen Bezeichnungen gewählt.

Durch die Niederlage von Sufetula hatte sich die wirtschaftliche Lage der Provinz verschlechtert, was auch eine allgemeine Landflucht zur Folge hatte. Außerdem veranlaßte sie die stets dem Stärkeren zuneigenden unabhängigen Berberstämme, sich von Byzanz loszusagen und eine Verständigung mit den Arabern zu suchen, wodurch der Süden der Byzacena bereits für das Reich als verloren gelten konnte.

Die Machtkämpfe im Kalifenreich verhalfen dem byzantinischen Afrika nochmals zu einer Atempause von 15 Jahren, die allerdings nicht entsprechend zur Vorbereitung einer umfassenden Verteidigung genutzt wurde, weil das Reich von Religionsstreitigkeiten zerrissen war. Diese waren so gravierend, daß eine Abtrennung der orthodoxen Bevölkerung des Westens von Byzanz nicht nur wünschenswert, sondern auch unmittelbar bevorzuzustehen schien. Arabische Quellen nennen Djenda<sup>31</sup> als Nachfolger Gregors im Exarchat von Afrika, das – abgesehen von kleineren Vorstößen der Araber von der Cyrenaica her – zunächst noch ruhig blieb.

Nachdem sich die Herrschaft der Umayyaden gefestigt hatte, begann im Jahre 665 unter dem ersten Kalifen der Dynastie, Mu'awiya ibn Abi Sufyân (661–680), der Sturm auf das byzantinische Afrika unter dem Feldherrn Mu'awiya ibn Hodaidj, der bis zu den Ebenen des heutigen Mitteltunesien gelangte und gleichfalls mit großer Beute wieder davonzog.

Dieses zweimalige, fast risikolose Vordringen in das noch immer reiche byzantinische Afrika hatte die Begierde des Kalifen erregt, der 668 dem in Barka (Cyrenaica) stehenden 'Uqba ibn Nâfi' den Befehl zu seiner endgültigen Eroberung erteilte. In diesem Moment wurde Konstans II. in Syrakus ermordet, wo er ein Operationszentrum gegen die Araber aufzubauen versuchte. Die daraufhin ausgebrochenen Thronwirren verhinderten jeden organisierten Widerstand, weshalb Sidi 'Uqba mit seinen durch einige berberische Überläufer verstärkten Truppen Westtripolitanien und den Süden der Byzycena von der Djerid-Oasen bis nach Capsa<sup>32</sup> einnehmen und danach bis in das Herz der Provinz vordringen konnte, wo er einen Waffenplatz für seine Armee anlegte. Der Ort dafür war klug gewählt, denn er lag zu weit von den Küsten entfernt, um Überraschungen von dort her ausgesetzt zu sein, so daß die Araber inmitten der weiten Ebene Herren der Situation waren. An der Stelle dieses Lagers gründete der Feldherr die Stadt Kairouan<sup>33</sup> und richtete die von Ägypten unabhängige Provinz Ifrîqiya ein, deren Verwaltung ihm übertragen wurde. Nach dem Sieg von Sufetula war diese Stadtgründung das zweite einschneidende Ereignis in Afrika, das den völligen Verlust desselben für die Byzantiner einleitete.



Die Sidi-Okba-Moschee in Kairouan von Südosten.

Doch sollten trotzdem noch weitere drei Jahrzehnte vergehen, bis es soweit war, denn nicht nur die fehlende arabische Belagerungstechnik, sondern auch Intrigen gegen den verdienstvollen Sidi 'Uqba, die seine Abberufung zur Folge hatten, verhinderten eine sofortige militärische Inbesitznahme des ganzen Exarchats. Außerdem witterten die Berber die innerarabischen Streitigkeiten und nahmen sie zum Anlaß, gegen die neuen und die alten Herren gleichzeitig aufzustehen, wobei der ehrgeizigste aller Berberfürsten jener Zeit, Koçeila, in arabische Gefangenschaft geriet.

Die 681 erfolgte Wiedereinsetzung 'Uqba ibn Nâfis in sein Amt als Statthalter von Ifrîqiya fiel mit der ein Jahr zuvor vom Konzil in Konstantinopel vorgenommenen Verurteilung des Monothelismus zusammen, die zu einer Versöhnung der römischen Kirche mit Kaiser Konstantin IV. (668-685) führte und in Afrika Bemühungen zur Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete zur Folge hatte. Es gelang auch, verschiedene Berberfürsten wieder auf die Seite des Reiches zu ziehen, und heimlich wurden Verbindungen mit dem gefangenen Koçeila aufgenommen. Der arabische Feldherr war zur Eroberung der westlich der Proconsularis gelegenen Provinz Numidien aufgebrochen, wo er sich, von seinem Heer getrennt, nur mit einer kleinen Garde an den Südhängen des Aurasius Mons<sup>34</sup> bei Thabudeos<sup>35</sup> von einem mächtigen Berberheer bedroht sah, an dessen Spitze der ausgebrochene Koçeila stand. 'Uqba ibn Nâfi' und seine Begleitung wurden niedergemacht. Koçeila verjagte nun mit seinen Berbern die arabische Besatzung

aus Kairouan und zog selbst dort ein. Er wurde zu einem mächtigen Herrn in Afrika und gewann großen Einfluß. Mit der kaiserlichen Verwaltung, deren Oberherrschaft über die Byzacena anscheinend nicht wiederhergestellt wurde, stand Koçeila in bestem Einvernehmen. Dieser Zustand blieb bis 688 bestehen, als Zuba'ir ibn al-Kais die arabische Offensive mit der Schlacht in der Ebene von Mamma<sup>36</sup> begann. Der Berberfürst fiel und seine Völker flohen vor dem Feind in die unzugänglichen Gebiete des Aurasius Mons. Durch den Tod Koçeilas war die große Berberkoalition auseinandergebrochen, deren Stammesführer ohne die einigende Kraft der von ihrem Fürsten vertretenen Idee des Widerstandes vieder ihre Sonderinteressen verfolgten. Es fanden auch keine weiteren arabischen Eroberungen mehr statt, weil Byzanz mit dem Kalifenreich einen Frieden geschlossen hatte.

### *Das Heldenepos der Kahena*

Doch der Frieden zwischen Byzanz und Damaskus war nur von kurzer Dauer. Nach dem Tode Koçeilas hatten sich die Berberstämme des Aurasius Mons unter der starken Führung einer Frau vereinigt, die ihr Volk zu einem heroischen Kampf gegen die arabischen Eindringlinge aufrief. Diese Fürstin wurde Kahena genannt, was in ihrer Sprache Prophetin bedeutet; ihr eigentlicher Name soll Damia gewesen sein. Sie wird häufig als Jüdin bezeichnet, doch wahrscheinlich ist damit ihr Glaubensbekenntnis gemeint, denn zahlreiche Berber waren zum jüdischen Glauben übergetreten, der seine natürlichen Missionszentren in den jüdischen Gemeinden der Städte und Ortschaften Afrikas besaß. Daß Kahena der jüdischen Rasse angehörte, wäre theoretisch durchaus möglich, da die in Spanien sitzenden Westgoten in ihrem christlichen Eifer häufig Maßnahmen zur Unterdrückung der Juden ergriffen, was die davon Betroffenen zur Auswanderung nach Nordafrika veranlaßte. Daß aber die stolzen Berber sich der Führung einer Frau unterworfen hätten, die nicht ihrer eigenen Rasse angehörte, scheint nicht sehr glaubhaft, selbst wenn man bedenkt, daß Kahena dank ihrer charismatischen Fähigkeiten vielleicht die Macht gehabt hätte, sie zur Gefolgschaft zu zwingen.

Diese außerordentliche Frau hatte zusammen mit Koçeila gekämpft und nach seinem Tode dessen Führerrolle übernommen. Ihre Fähigkeit, die von gegenseitigen Fehden zerrissenen Stämme zu einigen und aus ihnen ein Instrument im Kampf gegen die verhaßte Fremdherrschaft der Araber zu schmieden, war so groß, daß sich ihr sogar im Süden Numidiens lebende Byzantiner anschlossen.

Im Jahre 695 war das kurze Intervall des sog. Friedens beendet und die bisher größte arabische Armee mit 40 000 Mann trat unter dem Kommando Hasan ibn al-Nūman al-Ghassanis zum Sturm auf die Eroberung Afrikas an. Die Hauptstadt Karthago fiel nach schweren Kämpfen in seine Hand. Nun stieg Kahena von ihren Bergen in die Ebene von Bagai<sup>37</sup> hinab und versammelte ihr von Byzantinern verstärktes Heer am Ufer des Oued Nimi, der in die Lagune von Guerrat el-Tarf mündet, zur Schlacht, die für die Araber zu einer demütigenden Niederlage wurde. Der von Kaiser Leontios (695-698) berufene Patrizier Johannes war der tüchtigste aller Reichsfeldherren und warf die arabischen Besatzungen aus Karthago und den übrigen von ihnen eroberten festen Plätzen hinaus. Nūman blieb nichts anderes übrig, als sich nach Barka zurückzuziehen, das schon verschiedenen geschlagenen arabischen Feldherren als Auffanglager gedient hatte. Die im Kampf gegen den gemeinsamen Feind zustandegekommene Aktionseinheit zwischen Byzantinern und Berbern brach jedoch auseinander.

Aber schon nach einem Jahr erschien Hasan ibn al-Nūman wiederum mit einem Heer – und zum ersten Mal auch mit einer Flotte – vor Karthago. Johannes mußte mit seinen in völliger Auflösung begriffenen Truppen auf das Meer hinaus flüchten in der Hoffnung, Karthago später zurückzugewinnen, doch kein Byzantiner betrat mehr die Stadt. Diese zweite Inbesitznahme der afrikanischen Hauptstadt war endgültig und setzte den Schlußpunkt unter die 165 Jahre währende byzantinische Herrschaft über das einst römische Afrika.

In der historischen Stunde wurde das Amphitheater von Thydrus zum Schauplatz eines Geschehens, das diese Stadt zum letzten Mal in das Licht der Weltgeschichte rückte. Die von Kahena geführten Stämme standen unter Waffen, um sich bis zum Letzten gegen den Feind zu verteidigen. Um sie hatten sich alle diejenigen geschart, die dem vordrängenden Islam entgegentreten wollten. Trotz ihres Sieges bei Mamma fürchtete Kahena wohl einen Waffengang mit dem überstark gewordenen arabischen Heer. Sie zog sich daher zurück und sah ihr Heil darin, dem Feind den Vormarsch durch Zerstörungen zu versperren. Getreu dem Prinzip der verbrannten Erde ließ sie Städte und Ortschaften niederreißen, Bäume fällen und Kulturen unbrauchbar machen, welche Selbstvernichtung bei allen nicht völlig Fanatisierten naturgemäß großen Unwillen hervorrufen mußte.

Kahena verschanzte sich im großen römischen Amphitheater, wo das Material der Sitzreihen zum Bau von Befestigungsanlagen verwendet wurde, weshalb heute das Innere des Gebäudes viel schlechter erhalten ist als die Umfassungsmauer. Die Prophetin wurde

von einem Mißvergnügten verraten und verlor die Schlacht gegen den angreifenden Núman. Sie entkam durch einen unterirdischen Gang, der schon vorher als Versorgungsweg gedient hatte, und setzte ihre Flucht nach Numidien fort, wo sie auch starb. Anderen Berichten zufolge soll sie von Verrätern getötet worden sein. Obwohl Kahena letzten Endes mit ihrem Bemühen, das entweder religiöse Gründe hatte oder dem Haß der stolzen Berber auf die in ihre angestammten Wohngebiete eindringenden Fremden entsprang, gescheitert ist, gebührt ihr doch der Ruhm, ihr Volk zur letzten, entscheidenden Verteidigungsschlacht aufgerufen zu haben. Die Erinnerung daran lebt noch heute in den späten Nachkommen der damals Besiegten. Im Bewußtsein der Berber in diesem Teile Afrikas ist das Amphitheater von El Djem zum Kastell der Prophetin geworden und hat sich als solches in ihren Vorstellungen festgesetzt. Selbst die Nachkommen ihrer ehemaligen Feinde nennen das Gebäude Qasr el-Kâhenah<sup>38</sup>.

### *Die Festung Amphitheater*

Auch nach der arabischen Eroberung war das Amphitheater immer wieder zu einem Nest des Widerstandes der Berber gegen die verhaßten Steuereinnahmer geworden. Selbst Räuberbanden verschanzten sich dort. In den folgenden Jahrhunderten war es für Verfolgte zur Gewohnheit geworden, sich in das feste Gebäude zu flüchten, und bis in die Osmanenzeit hinein mußten sich die Behörden in Kämpfe einlassen, um die dorthin Geflohenen auszuheben.

Dies ging so bis zum Jahre 1695, als der türkische Statthalter Mohammed Bey damit ein Ende machte, indem er nach einer erfolgreichen Belagerung von seinen Soldaten eine breite Bresche in die Umfassungsmauer schießen ließ, damit seine Truppen ungehindert in das zur Festung gewordene Bauwerk eindringen konnten und ein Verbergen darin somit unmöglich wurde.

### *Das große Amphitheater von Thysdrus*

Von den 25 bekannten Amphitheatern Afrikas ist das von Thysdrus, was die Größe und den gegenwärtigen Erhaltungszustand betrifft, besonders eindrucksvoll. Trotzdem wurde das von zahlreichen Reisenden besuchte und kurz beschriebene Monument bis heute noch nicht mit der wünschenswerten wissenschaftlichen Gründlichkeit erforscht, obwohl sich eine solche Untersuchung um so mehr

anbietet, als man das antike Niveau entlang der Umfassungsmauer inzwischen wiederhergestellt hat.

Wegen seiner Ausmaße wird das Gebäude häufig mit dem stadtrömischen Kolosseum verglichen und in der Größenordnung römischer Amphitheater an die dritte Stelle gesetzt, während es in Wirklichkeit entsprechend nachstehender Tabelle unter den uns bekannten Gebäuden dieser Art den zehnten oder elften Platz einnimmt<sup>39</sup>.

	Längsachse	Querachse	Arena	
			Längs- u. Querachse	
Rom	187,77 m	155,64 m	85 m	53 m
Puteoli (Pozzuoli)	190,95 m	144,87 m		
Falerii (Civita Castellana)	178,30 m	106,20 m		
Capua	169,89 m	139,60 m	76 m	58 m
Italica (Santiponce bei Sevilla)	156,50 m	134,00 m		
Augustodunum (Autun)	154,00 m	130,00 m	74 m	49 m
Karthago (nur teilw. erhalten)	156,00 m	128,00 m	65 m	37 m
Mediolanum (Mailand) - nicht erh. <sup>40</sup>	155,00 m	125,00 m		
Verona	153,18 m	122,89 m	75 m	44 m
Kyzikos (Cyzicus)	150,00 m			
Thysdrus (El Djem)	148,20 m	122,00 m	65 m	39 m

Durch abtrennende Ritzlinien in Abständen von 40 cm oder einem Mehrfachen davon auf den erhaltenen Sitzstufen ergaben sich bei vier Rängen etwa 30 000 Sitzplätze für Thysdrus. Ob die den Zuschauerraum abschließende, vermutlich mit einer Säulenstellung ausgestattete Galerie Sitz- oder Stehplätze hatte, ist ungewiß. Für das Kolosseum wurden auf derselben Basis 50 000 Sitzplätze errechnet, während für Karthago genaue Feststellungen leider nicht mehr getroffen werden können, weil die Sitzreihen der Cavea kaum erhalten sind.

Das Innere des thysdritanischen Amphitheaters ist weniger gut erhalten, als der Anblick von außen vermuten läßt, da die Gewölbe und Radialmauern teilweise eingestürzt sind und von den Sitzreihen nur ein Teil erhalten bzw. restauriert ist. Außerdem hat der wahrscheinlich mit dem Schießen der Bresche in die Umfassungsmauer einsetzende Steinraub dem Gebäude großen Schaden zugefügt.



Thysdrus (El Djem), Umfassungsmauer des Theaters.

Die Umfassungsmauer mißt 427 m (Rom 527 m); die Gesamthöhe des viergeschossigen Baus (mit Attika) beträgt 40 m (Rom 57 m). Das Erdgeschoß hat drei Umgänge (Rom vier), von denen der äußere mit Quertonnen, die beiden inneren mit durchgehenden Längstonnen gedeckt sind. Der äußere und mittlere Umgang dienten dem Publikumsverkehr, während der innere die Räume für das Bedienungspersonal enthielt und durch zwölf in der Podiumsmauer befindliche rechteckige Öffnungen zu erreichen war. Je zwei dieser Zugänge lagen neben den beiden Toren der Längsachse, die anderen waren neben der Querachse angeordnet. Im unteren Rang war keine Tribüne mit Plätzen für die Ehrensitze ausgespart, sondern diese befinden sich über den Eingängen der Längsachse, wo die Sitzreihen bis zum zweiten Umgang unterbrochen sind. Dieser Teil der beiden Eingänge blieb unbedeckt und seine Bögen in der Außenmauer sind bedeutend breiter als die übrigen.

Alle tragenden Pfeiler und Bögen sowie die Umfassungsmauer sind aus Sandsteinblöcken der Gruben bei Sullectum<sup>41</sup> im nahen Sahel erbaut, das rege Handelsbeziehungen mit Ostia unterhielt. Die Gewölbe bestehen aus opus caementicium. Der weiche Sandstein war für tragende Strukturen an sich wenig geeignet und gestattete daher keine großen Maueröffnungen, weshalb die Pfeiler-

breite die lichte Weite der Arkadenöffnungen weit übertrifft. Um den Seitenschub der Gewölbe auf den wenig tragfähigen Stein der Umfassungsmauer möglichst gering zu halten, bekam ja auch der äußere Umgang nicht eine durchgehende Längstonne wie die andern, sondern er wurde mit je einer Quertonne pro Arkade gedeckt. Diese Quertonnen liegen auf Doppelbögen, welche sich auf die inneren und äußeren Pfeiler des Umgangs stützen. Durch diese Anordnung heben sich die Seitenschübe der einzelnen Quer-tonnen wechselseitig auf.

Die drei Arkadengeschosse sind durch vorgelegte Halbsäulen aufgelockert, welche im ersten und dritten Geschoß der korinthischen, im zweiten der kompositen Ordnung angehören. Die an den Kapitellen zu beobachtende Tendenz zur Vereinfachung ist einmal materialbedingt und entspricht zum anderen dem Zeitgeschmack des frühen 3. Jhs. Die beiden Blattkränze der Kapitelle sind nicht zu Akanthusformen ausgearbeitet, sondern wurden in Bossen stehengelassen, bei denen nur gelegentlich die Mittelrippe markiert ist.

Aus statischen Gründen sind auch die Fundamente der Arkadenstellungen mit 4,56 m außerordentlich stark bemessen. Außerdem ist das zweite gegenüber dem unteren Geschoß um 56 cm, das dritte gegenüber dem zweiten Geschoß um 50 cm nach innen zurückgesetzt, wodurch die Halbsäulen in der Vertikalen nicht mehr fluchten. Doch werden diese Unregelmäßigkeiten vom Auge nicht als Mangel wahrgenommen, da die Rücksprünge durch das Vor und Zurück der Gebälkteile und der auf sie folgenden Sockelglieder ausgeglichen werden und daher nicht unschön in Erscheinung treten. Die einzelnen Geschosse sind durch ein dreiteiliges Gebälk voneinander getrennt, das aus einem dreifach faszierten Epistyl, einem glatten Plattfries und einem kräftig vorspringenden Zahnschnittgeison besteht. Darüber befindet sich der Sockel aus drei Schichten mit einem gegen das Gesims zurückspringenden Basisprofil und einem wieder ausladenden Kopfprofil. Die den Pfeilern vorgelegten Halbsäulen ruhen mit ihren Basen auf einer Plinthenschicht, die von den Arkadenöffnungen durchbrochen wird. In Zweidrittelhöhe des Geschosses besitzen die Pfeiler ein Profil, auf dem die Keilsteinbögen der Arkaden aufsitzen.

Die Schlußsteine über den Arkaden des Erdgeschosses sind bis auf zwei unausgearbeitet als Bossen stehengeblieben. Die beiden fertig gewordenen Schlußsteine tragen auf Konsolen stehende Reliefbüsten, die zur Kennzeichnung der Eingänge dienen. Es ist anzunehmen, daß sich auf den Einlaßtäfelchen der Besucher, den tesserae, dieselben Darstellungen wiederholten, um eine rasche Abwicklung des Publikumsverkehrs zu ermöglichen. Die Bossen

beweisen, daß die dekorativen Elemente des Amphitheaters noch nicht in allen Einzelheiten zu Ende geführt waren, als die Arbeiten eingestellt wurden.

Auch das wiederum zurückgesetzte Attikageschoß ist unvollendet geblieben. Es besitzt in den erhaltenen Teilen im Abstand von drei Bögen nicht immer mit den darunter befindlichen Arkaden fluchtende Fenster, sowie Konsolen am Basisprofil für die Pfosten der Sonnensegel<sup>42</sup>.

Der viel steiler als im Kolosseum hochgeführte Zuschauerraum<sup>43</sup> war 41,50 m tief (Kolosseum 51 m) und seine 43 cm hohen Stufen hatten eine Breite von 60 cm<sup>44</sup>; nur die unmittelbar am Podium liegende Stufe war 65 cm breit. Dieses vor den Sitzreihen als Abschluß der Arena 3,32 m über deren Boden umlaufende Podium besaß eine Plattenverkleidung aus verschiedenfarbigem Marmor, der schmale Halbsäulen vorgelegt waren. Zum weiteren Schutz des Publikums gegen das Anspringen wilder Tiere befand sich ein nach außen geneigtes Eisengitter über dem Podium.

Die unterirdischen Bauten des großen Amphitheaters von Thysdrus sind – im Gegensatz zu einigen anderen, z. B. Kolosseum – zeitgleich mit seiner Entstehung d. h., sie wurden sofort bei der Ausarbeitung des Projekts in den Gesamtplan mitaufgenommen. In 3,90 m Tiefe unter dem Arenaboden befinden sich zwei Gänge von 3,60 bzw. 3,04 m Breite, die sich im Zentrum rechtwinkelig schneiden. Sie sind tonnenüberwölbt bis auf einen 41,50 m langen Abschnitt des Längsganges, der offen blieb, um Requisiten und Kulissen in die Arena hinaufzuziehen. Diese Öffnung wurde nur bei den Spielen durch querliegende Balken geschlossen, für deren Auflager sich 69 cm breite Aussparungen an den Rändern befinden. Die Gangbreiten genügten, um die gleichzeitige Durchfahrt von zwei Wagen zu ermöglichen, welche – wie Messungen von Radspuren auf Straßen ergaben – in der Römerzeit einen Achsabstand von 1,40 m besaßen.

Der in der Querachse liegende, 3,04 m breite Gang endet mit einer Treppe an jeder Seite, über die man den ersten Umgang im Erdgeschoß erreichte. Im Westen ist der seit der Spätantike teilweise verschüttete Gang in der Längsachse von der Stadt El Djem ausgegraben worden. Er ist unterhalb der Umfassungsmauer durch ein Eisengitter verschlossen und geht noch 8,50 m nach Westen weiter, wo er mit einer Nische abschließt. In den Wänden dieses vorgebauten Gangteils öffnen sich im Norden und Süden je zwei überwölbt Passagen von 2,70 m Breite, die noch nicht ausgegraben werden konnten. Es ist aber zu vermuten, daß sich dort Rampen befanden, welche die Verbindung zum Außenniveau herstellten. Durch diese Anordnung der Ausgänge war es möglich, eine



Thysdrus (El Djem), Innenraum des Amphitheaters.

Prozessionsstraße im Erdgeschoß anzulegen.

Nördlich und südlich vom unbedeckten Teil des Längsganges liegen je acht Räume nebeneinander, die durch den Quergang in zwei Gruppen geteilt sind. Zwölf von ihnen sind langrechteckig und öffnen sich ohne Türen auf den Längsgang; sie sind mit Tonnen überwölbt. Die übrigen vier Gelasse haben Kreuzgewölbe und kleine rechteckige Nischen. Sie sind breiter als die Rechteckräume und von den jeweils am Anfang des offenen Teils liegenden Kammern her zugänglich; zum Gang hin haben sie ein Fenster. Die in ihrer ganzen Breite zum Längsgang offenen Rechteckgelasse dienten zur Aufnahme der Tierkäfige, die mit Kreuzgewölbe ausgestatteten als Umkleideräume<sup>45</sup>. Dorthin brachte man auch die schwerverletzten Gladiatoren und Tierkämpfer, um sie endgültig zu töten.

Das Gewölbe des Querganges weist zwei 3,04 x 2,30 m große Öffnungen auf, in denen die Lastenfahrstühle bewegt wurden, welche die Tierkäfige in die Arena brachten. Die unterirdischen Gänge selbst waren in regelmäßigen Abständen durch je drei an ihren



Thysdrus (El Djem), unterirdischer Längsgang.

Enden gegen den Arenarand befindliche gemauerte Lichtluken<sup>46</sup> erhellt.

Die Legende, nach der die Kampfgefährten der Kahena vom Amphitheater aus einen ca. 30 km langen Gang bis nach Sullectum<sup>47</sup> an der Sahelküste gruben, durch den die Prophetin ihren Verfolgern entkommen sein soll, gründet sich offensichtlich auf die unter dem Arenaboden befindlichen Gänge, die keineswegs ungewöhnlich waren, doch von den Berbern des 7. Jhs., die keine unmittelbare Berührung mehr mit den römischen Gepflogenheiten hatten, so empfunden wurden.

Was das oft angeführte Mißverhältnis des Amphitheaters von Thysdrus im Hinblick auf die Größe der Stadt angeht, so war diese wohl sehr viel ausgedehnter, als es heute scheint, und hatte im 3. Jh. schätzungsweise 25 000 bis 30 000 Einwohner. Nimmt man dazu die Bevölkerung des nahen Küstengebietes mit den Städten Hadrumetum<sup>48</sup>, Leptis Minor<sup>49</sup>, Thapsus<sup>50</sup>, Acholla<sup>51</sup> und Ruspae, so geht die scheinbare Überdimension auf ein durchaus vernünftiges Maß zurück – dies vor allem, wenn man bedenkt, daß an den Vorführungen, von Kindern abgesehen, alle Altersgruppen teilnahmen und der Andrang daher sehr groß war. Wenn die genannten Hafentplätze z. T. auch eigene Amphitheater besaßen<sup>52</sup>, so ist doch anzunehmen, daß die in der Hauptstadt der Region ausgerichteten Spiele weit aufwendiger waren, weshalb die Bewohner dieser Städte sich nach Thysdrus begaben, um dort den mit größerem Pomp veranstalteten Vorführungen beizuwohnen. Außerdem werden an

den Spieltagen von Thysdrus in den übrigen Amphitheatern sicher keine Schaustellungen stattgefunden haben.

Wenn wir alle diese Überlegungen berücksichtigen, wird verständlich, daß das alte Amphitheater dem Vergnügensbedürfnis einer derart zahlreichen Zuschaueremenge nicht mehr genügen konnte und ein Neubau in Angriff genommen werden mußte. Das alte Gebäude stammt schon aus flavischer Zeit<sup>53</sup> und hatte ursprünglich eine Größe von 116x84 m. An den beiden im 2. Jh. erfolgten Umbauten zur Vergrößerung ist die dynamische Entwicklung der in einer ausgedehnten Zone des Olivenanbaus liegenden Stadt Thysdrus zum Zentrum für den Handel mit Öl abzulesen, die das ganze 2. Jh. über anhielt und natürlich einen bedeutenden Bevölkerungszuwachs auch in der Stadt selbst zur Folge hatte. Nach Errichtung des großen Amphitheaters diente das alte Gebäude als Ausbildungsstätte für Gladiatoren<sup>54</sup>.

Leider gibt es weder Bauinschriften noch andere Schriftzeugnisse, die uns über die genaue Entstehungszeit des Monuments Aufschluß geben könnten, weshalb über seinen Bauherrn immer wieder Vermutungen angestellt werden. Die Errichtung wird jedenfalls in der Zeit der größten Blüte Afrikas anzunehmen sein, die von der Mitte des 2. Jhs. bis zur Ermordung des Alexander Severus im Jahre 235 andauerte. Sie Gordian I. zuzuschreiben, wie es wiederholt geschah, ist schon wegen seiner Regierungszeit von nur 25 Tagen unmöglich, und die von Lézine angenommene Dauer eines Prokonsulats von 230-238<sup>55</sup> nirgends belegt.

Aber auch ein Bau unter Gordian III., etwa in Anerkennung der Unterstützung der Thysdritaner bei der Akklamation Gordians I. zum Kaiser, ist nicht wahrscheinlich, weil die Provinz im Anschluß an die Strafexpedition des Capellian im Jahre 238 wirtschaftlich so schwer in Mitleidenschaft gezogen war, daß an die Durchführung eines großen Bauprojekts wohl kaum gedacht werden konnte, selbst wenn es unter dem Patronat des Kaisers gestanden hätte. Wir können daher der von J. Kolendo<sup>56</sup> vorgetragene Hypothese nicht folgen, zumal Gordian III. seine Geldmittel für den Perserfeldzug brauchte und Thysdrus auch keine Residenzstadt war. Vielmehr wird anzunehmen sein, daß die Erbauung im frühen 3. Jh. erfolgte – dies auch im Hinblick auf die zu beobachtende Tendenz zur Vereinfachung der dekorativen Elemente.

### *Zur typologischen Entwicklung des Amphitheaters*

Das Amphitheater als Schauplatz<sup>57</sup> von Gladiatorenkämpfen und Tierhetzen mit rings um die meist elliptische Arena herumlaufen-

dem Zuschauerraum ist als typologische Entwicklung eine Schöpfung der römischen Architektur. Die Tradition dieser Kämpfe ist in Campanien beheimatet, wo sich auch die bedeutendsten Ausbildungsstätten für Gladiatoren befanden<sup>58</sup>.

Als die Fechterkämpfe im Jahre 105 v. Chr. von den Leichenagonen losgelöst wurden, fanden sie zunächst im Zirkus statt, der aber aufgrund seiner in der Mitte der Arena durchlaufenden, nur die Kurven freilassenden Trennmauer<sup>59</sup> für diese Art von Vorführungen nicht geeignet war. Man errichtete daher auch provisorische Tribünen auf dem Forum, die nach Schluß der Vorstellung wieder abgerissen wurden. Wegen ihrer zunehmenden Beliebtheit beim Publikum ergab sich aber allmählich die Notwendigkeit, ein eigens für die Gladiatorenspiele und Tierhetzen bestimmtes Gebäude zu schaffen, das allen durch diese Darbietungen sich ergebenden technischen Anforderungen gerecht wurde.

Dabei ist interessant, daß keineswegs Rom das erste feste Amphitheater Italiens besaß, sondern schon 80 v. Chr. Pompeji ihm darin vorangegangen war, während noch C. Curio (53 v. Chr.) und Caesar (46 v. Chr.) sich mit temporären hölzernen Konstruktionen begnügten. Hinter dieser auffallenden Tatsache stand die Befürchtung des römischen Senats, das Zusammenströmen der Volksmenge in einem festen Bau könne politischen Manifestationen Vorschub leisten.

Die mehr oder weniger elliptische Form (bei kleinen Theatern Kreisform) wurde gewählt, um den Paraden, Umzügen und Kämpfen die beste Entfaltungsmöglichkeit sowie dem zahlreichen Publikum die günstigsten Sichtverhältnisse zu bieten. Gegenüber den einen Hang ausnutzenden Amphitheatern<sup>60</sup> bilden die freistehenden, gänzlich in Stein ausgeführten Gebäude mit ihrem ausgeklügelten System von Umgängen, Substruktionen, Treppen und Eingängen<sup>61</sup> den aufwendigen Endpunkt einer architektonischen Entwicklung – dies nicht in chronologischer, sondern in typologischer Hinsicht.

### *Die Herkunft der Gladiatorenkämpfe*

Ihr Ursprung geht auf die blutigen Zweikämpfe bei den Leichenfeiern im mykenischen Griechenland zurück, wie sie Homer beim Tode des Patroklos vor Troja schildert<sup>62</sup>, bei denen Wagenrennen, Wettläufe, Faust- und Ringkämpfe, Wettbewerbe im Kugel- und Speerwerfen sowie Bogenschießen veranstaltet wurden. Im Mittelpunkt dieser Feierlichkeiten zu Ehren vornehmer Toter standen Fechtspiele, bei denen Blut fließen mußte im Sinne von Opferblut. Noch früher waren die Kriegsgefangenen auf dem Grabe

gefallener Helden getötet worden, woraus sich dann die Gewohnheit ergab, sie dort gegeneinander kämpfen zu lassen, um die abgeschiedenen Seelen<sup>63</sup> der Verstorbenen zu versöhnen. In der archaischen Zeit Griechenlands (etwa 800-500 v. Chr.) verloren diese Leichenagone ihre eigentliche Bedeutung als stellvertretendes Menschenopfer und nahmen eine Entwicklung zum sportlichen Wettkampf in verschiedenen Disziplinen, der aber stets religiösen Vorstellungen verhaftet blieb.

Die Etrusker hatten die eigentliche Idee des Opferblutes niemals aufgegeben. Von ihnen haben die Römer die Gladiatorenkämpfe übernommen, die 264 v. Chr. zum ersten Mal bei der Leichenfeier des D. Junius Brutus Pera<sup>64</sup> stattfanden und seitdem mit diesen Feierlichkeiten verbunden blieben. Die Römer der späten republikanischen Zeit wußten noch sehr gut um den Ursprung der Fechterspiele, die ein gedachtes Menschenopfer ersetzen sollten. Im Jahre 105 v. Chr. wurden die Gladiatorenkämpfe in ein ganz neues Licht gerückt, als der amtierende Konsul P. Rutilius Rufus nach der von seinem Kollegen Cn. Mallius Maximus bei Aurasio<sup>65</sup> durch die Cimbern erlittenen katastrophalen Niederlage bis dahin ungekannte Wege zur Reorganisation des römischen Heeres beschrift und außer einer verschärften Disziplinarordnung einen obligatorischen Fechtunterricht nach dem Muster der Gladiatorenausbildung bei den Truppen einföhrt<sup>66</sup>. Die Schlagkraft der Mannschaften wurde dadurch so erhöht, daß Marius, der Nachfolger des Rutilius im Konsulat, es vorzog, mit diesen Truppen nach Afrika zu gehen, um den Numidier Jugurtha zu bekriegen. Nach und nach nahmen die Kämpfe der Gladiatoren jedoch eine Entwicklung zur reinen Schaustellung, wodurch sie jede Verbindung mit ihrem Ursprung verloren und zur reinen Befriedigung eines verwöhnten Publikums herabsanken. Die verschiedenen Spielgeber (Aedilen, Konsuln, Kaiser) suchten sich sowohl in der Zahl der kämpfenden Paare wie auch an festlichem Gepränge des Rahmens, in dem sie diese auftreten ließen, zu übertreffen, um die Gunst des Volkes zu erringen.

### *Die Tierhetzen*

Das Amphitheater war außer den Gladiatorenkämpfen auch Schauplatz der Tierhetzen<sup>67</sup>, die sich großer Beliebtheit bei den Zuschauern erfreuten. Die früheste uns bekannte Darbietung dieser Art ließ M. Fulvius Nobilior 186 v. Chr. in Rom anlässlich seines Triumphes für den Sieg über die Aitoler<sup>68</sup> veranstalten. Die wilden Tiere mußten entweder miteinander oder gegen Menschen

kämpfen. Wie schon die Gladiatoren, rekrutierten sich auch die Tierkämpfer entweder aus zum Tode verurteilten Verbrechern und Kriegsgefangenen, oder sie ließen sich, von der Möglichkeit geblendet, viel Geld zu verdienen, auch freiwillig anwerben. Darüber hinaus wurden seltene exotische Tiere gezeigt, die man nicht kämpfen, sondern prächtig aufgezupft, im Amphitheater zur Schau stellte und Dressurkunststücke vollführen ließ.

*Literaturhinweise:*

- Barth, H.: Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, Berlin 1849  
 Agnes, L.: Scrittori della Storia Augusta, Torino 1960  
 Foucher, L.: Découvertes archéologiques a Thysdrus en 1960/61, Tunis 1961  
 Lézine, A.: Notes sur l'Amphithéâtre de Thysdrus  
 in: Les Cahiers de Tunisie 8 (1960), S. 29 ff.  
 Slim, H.: Les facteurs de l'épanouissement économique de Thysdrus  
 in: Les Cahiers a.a.O., S. 51 ff.  
 Romanelli, P.: Topografia e archeologia dell'Africa Romana, S. 164 ff., Torino 1970  
 Friedländer, L.: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms II, S. 50 ff.  
 Leipzig 1922  
 Crema, L.: Enciclopedia Classica Sez. III Vol. XII Tomo I – L'architettura romana,  
 S. 594  
 Neppi Modona, A.: Gli edifici teatrali greci e romani, Firenze 1961, S. 297  
 Kolondo, J.: L'Amphithéâtre de Thysdrus et les Gordiens  
 in: Archeologia XXIV 1973, Wroclaw, S. 74-80



Übersichtskarte von Nordwestmarokko.

## LIXUS — ANTIKE INDUSTRIESTADT AM ATLANTIK

Die Ruinen von Lixus liegen auf dem Gipfel, auf halber Höhe und am Fuße des Hügels Tsemmiš, der sich etwa 80 km südlich von Tanger unweit der marokkanischen Atlantikküste befindet.

Die Position der antiken Stadt am Ufer des Flusses Lukus, der 4 km weiter westlich bei dem heutigen Larache in den Ozean mündet<sup>1\*</sup>, hätte nicht günstiger sein können, denn damit war sie von diesem weit genug entfernt, um keiner unmittelbaren Gefahr durch Angriffe von Piraten ausgesetzt zu sein. Außerdem lagen die meisten Stadtteile auf der Höhe und befanden sich dadurch in einer bevorzugten Verteidigungslage, denn wer von See her, dem Fluß folgend, ins Landesinnere vordringen wollte, mußte zuerst den die Ebene dominierenden und leicht zu haltenden Hügel passieren.

Das trichterförmige Mündungsbecken des Lukus bildete mit seiner gesicherten Lage und dem für die Schiffe nötigen Tiefgang den besten Naturhafen an der nördlichen Atlantikküste Afrikas und wurde deshalb schon in der Antike zu einem der gesuchtesten Ankerplätze. Tatsächlich sank die maritime Bedeutung der mittelalterlichen Stadt Larache, die in gewissem Sinne die Nachfolge von Lixus antrat, erst durch den im Jahre 1912 begonnenen Ausbau Casablanças zum Welthafen, was einen außerordentlich spürbaren Rückgang ihres Warenumschlages zur Folge hatte.

Der 80 m hohe Tsemmiš war in der Antike nur auf einer Seite mit der welligen Hochebene des Sahel verbunden, aus der er wie eine Halbinsel herausragte, während die anderen Seiten von den Sumpfniederungen am Unterlauf des Lukus umgeben waren. Inwieweit das von ihm im Laufe der Jahrhunderte transportierte Schwemmmaterial an seinem Bett Veränderungen verursachte, wissen wir nicht genau. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der Fluß sich erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit dorthin verlagert hat, wo jetzt die Straße Rabat-Tanger seinen Lauf schneidet, während er in der Antike, von Osten kommend, dicht im Süden und Westen unter dem Stadthügel vorbeifloß.

### *Erforschungsgeschichte*

Lixus wird in der Neuzeit zum ersten Mal von dem Deutschen Heinrich Barth erwähnt, der im Jahre 1845 von Hamburg aus zu

\* Anmerkungen s. S. 136.

seiner großen Reise nach Nordafrika aufbrach. Er berichtet sehr anschaulich von den Schwierigkeiten, die Ausländern unter der Regierung des europäerfeindlichen Scherifensultans Mulai Abd er-Rahman (1822-1859) begegneten, und gibt gleichzeitig interessante Hinweise auf den damaligen Zustand der Ruinen von Lixus. Nachdem Barth an einem Augusttage mit dem ihm vom Pascha von Larache<sup>2</sup> zur Verfügung gestellten Boot die Barren<sup>3</sup> des Lukus überwunden hatte, bahnte er sich mühsam einen Weg auf den von Sträuchern wilder Himbeeren und dornigen Büschen völlig verwachsenen Hügel, wo er mit seiner aus zwei Soldaten und der Bootsmannschaft gebildeten einheimischen Begleitung einige der Ruinen besichtigte. Barth sah die Exedra des Tempels F sowie das Wachlokal auf der Akropolis und bewunderte die Quadermauer am Westabhang, bevor er auf dem reißenden Lukus wieder nach Larache zurückkehrte.

Ch. Tissot lebte in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. als französischer Diplomat in Marokko und unternahm die ersten Schritte zur Freilegung einiger Monumente von Lixus, wobei er ebenfalls gegen die fast undurchdringliche Vegetation auf dem Tsemmiss zu kämpfen hatte. Gegen Ende des Jahrhunderts begann H. de la Martinière in der Westnekropole zu arbeiten.

Als 1914 der neue Hafen in Larache gebaut wurde, öffnete man auf der Westseite des Hügels einen Steinbruch und zerstörte dadurch Teile der Nekropole. Da Lixus im Gebiet des damaligen spanischen Protektorats lag, schritt das spanische Denkmalspflegeamt ein und schloß den Steinbruch, um weitere Zerstörungen zu verhindern. Unter der Leitung von C. L. de Montalbán führte diese Dienststelle Grabungen durch, deren Berichte aber leider unveröffentlicht geblieben sind. Im Archäologischen Museum von Tetuan befinden sich einige Bruchstücke der Aufzeichnungen de Montalbáns.

Seit dem Jahr 1948 wurden von M. Tarradell und M. Ponsich weitere Ausgrabungsarbeiten vorgenommen.

### *Frühe Zeugnisse zur Geschichte von Lixus*

Das heute zu Marokko gehörende Territorium wird in Texten der griechisch-römischen Epoche kaum erwähnt. Die wenigen hierauf bezüglichen Zeugnisse nennen vor allem Lixus, woraus die Bedeutung dieser Stadt und ihrer Beziehungen zu anderen Zentren Mauretaniens zu ersehen sind. Phönikische Schriftzeugnisse besitzen wir nicht.

Der Bericht von der berühmten Umsegelung Afrikas durch den phönikischen Admiral Hanno um 450 v. Chr. ist der älteste Text, in dem Lixus genannt wird<sup>4</sup>, doch sagt diese vage Erwähnung über die damaligen historischen Gegebenheiten nichts aus. Konkreter wird Lixus in jenem dem karischen Kapitän Skylax aus Karyanda zugeschriebenen Periplus aus dem 4. Jh. v. Chr. als phönikische Stadt bezeichnet<sup>5</sup>.

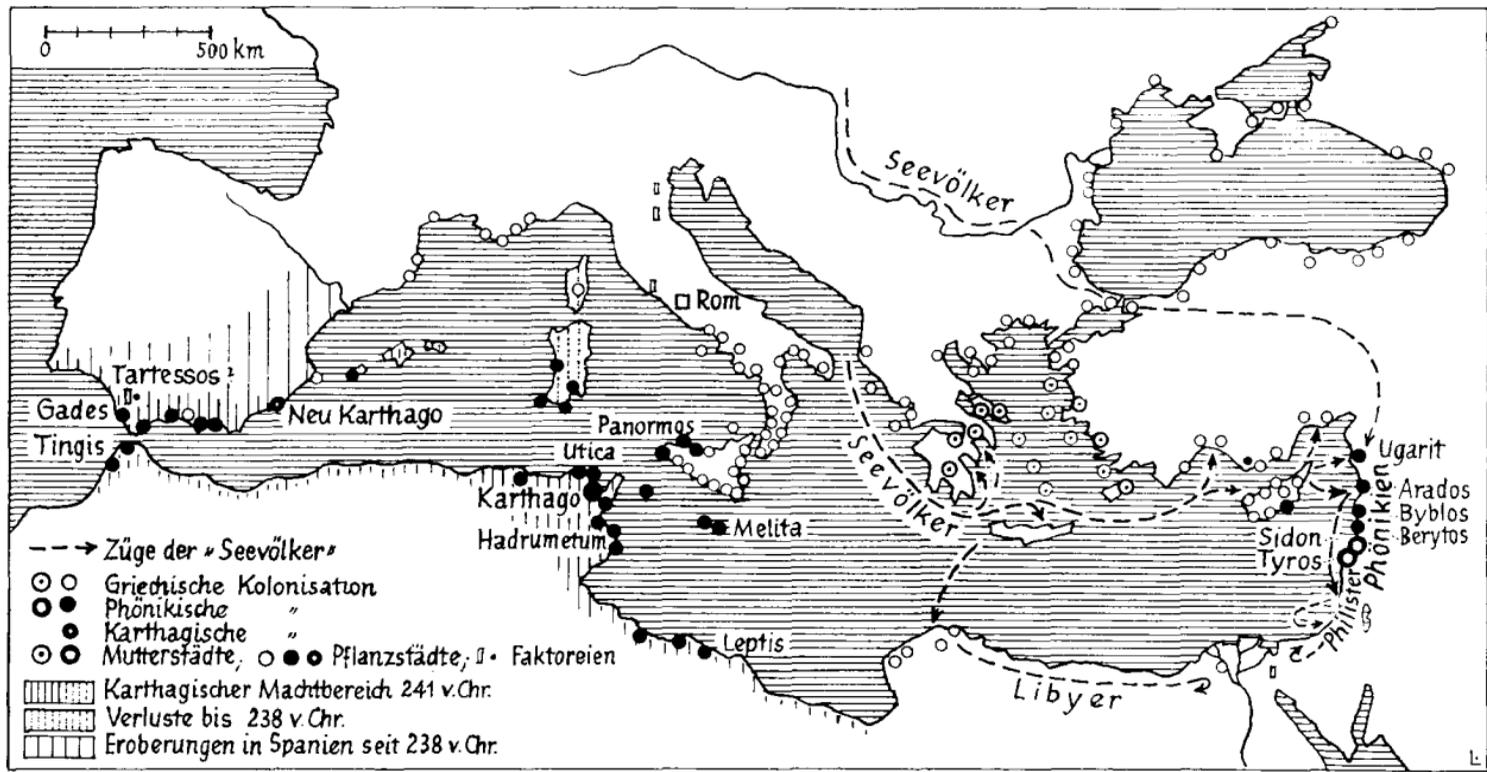
Die Mythologie verlegt den Palast des von Herkules bezwungenen Giganten Antaios sowie die Gärten der Hesperiden in die Nähe von Lixus<sup>6</sup>.

### *Geschichte – Erste Periode – Gründung als phönikische Handelsniederlassung*

Die Phöniker waren das erste Kulturvolk, das zwischen dem Osten und dem Westen des Mittelmeeres direkte Beziehungen herstellte. Diese semitischen Seefahrer lebten seit Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. an dem Teil der Küste von Groß-Syrien, der heute Libanon heißt, und befanden sich damit im Zentrum der von Mesopotamien, den griechischen Inseln, Anatolien und Ägypten ausgehenden kulturellen Strömungen, deren Verlauf gleichzeitig antiken Handelswegen entsprach.

Die auf engem Raum zwischen Gebirge und Küste zusammengedrückte Bevölkerung war darauf angewiesen, sich durch die Gründung von Handelsplätzen in Übersee eine Ausweichmöglichkeit zu verschaffen, denn trotz der hohen Wachstumsrate waren die Phöniker zahlenmäßig viel zu schwach, um Expansionsbestrebungen gegen die von Assyrien beherrschten Nachbarländer mit Aussicht auf Erfolg durchführen zu können. Diese von der demographischen Entwicklung bestimmte Situation erklärt das phönikische Vordringen nach Westen, wo auf den Inseln Malta, Sizilien und Ibiza, im Süden der iberischen Halbinsel und in Nordafrika Faktoreien entstanden.

Nach Velleius<sup>7</sup> ist das im heutigen Tunesien gelegene Utica 287 Jahre älter als Karthago und müßte demnach seinen Ursprung auf das Jahr 1101 v. Chr. zurückführen. Da derselbe Autor Gadir an der spanischen Atlantikküste (das heutige Cadix) als etwas älter als Utica bezeichnet, müßte jene Stadt kurz vorher gegründet worden sein. Plinius berichtet<sup>8</sup>, daß Lixus ein Heiligtum des Melqart (Herkules) besessen habe, noch älter als das gaditanische, weshalb seine Gründung noch um einige Jahre weiter vorverlegt werden müßte. Für alle diese schriftlichen Zeugnisse gibt es aber keine archäologischen Beweise. Auf jeden Fall wurde das 814 von



Karte zu den Zügen der Seevölker, der Kolonisaton der Phöniker, Karthager und Griechen.

tyrischen Kolonisten gegründete Karthago bald bedeutender als alle übrigen phönikischen Stützpunkte und setzte sich in den Beziehungen des Mutterlandes zu seinen Außenposten an dessen Stelle.

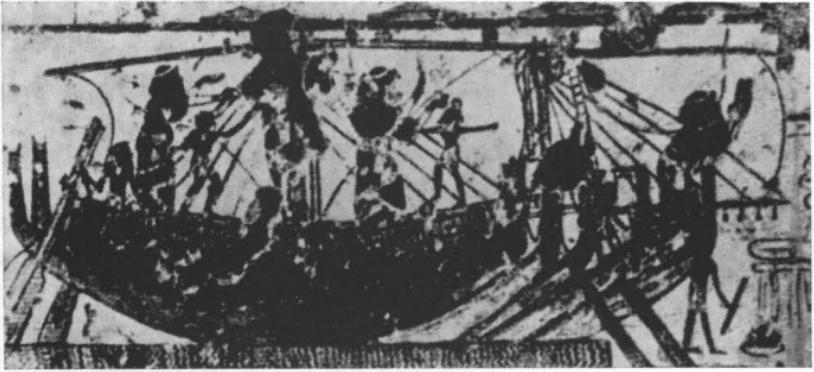
Im Zuge ihres Vordringens nach Westen schlossen die Phöniker Südspanien und die Küsten Nordwestafrikas zu einem einheitlichen Wirtschaftsraum mit Zentrum in Gadir zusammen, der als solcher auch während der ganzen Römerzeit bestehen blieb, weil er eine natürliche Einheit bildete. Bei diesem Zusammenschluß war von ausschlaggebender Bedeutung, daß Südspanien über reiche Mineralvorkommen verfügte<sup>9</sup>, und außerdem eine vom geographischen Standpunkt ganz besonders gut geeignete Basis für die Kontrolle der nördlich und südlich der Meerenge gelegenen Emporien darstellte.

Diese großangelegte phönikische Expansion nach Westen realisierte sich in zwei Etappen, von denen die erste wohl hauptsächlich Entdeckungsfahrten und die Gründung der allerersten Handelsplätze umfaßt haben wird, die dem Warenaustausch mit den Einheimischen dienten.

Nach Ablauf dieser ersten Periode von unbekannter Dauer wurden in konsequenter Verfolgung der bestehenden Beziehungen die Handelsplätze zu ständigen Faktoreien und Seestützpunkten ausgebaut, von denen sich einige mit der Zeit zu regelrechten Städten entwickelten, die eine politische Macht über ein zu ihnen gehörendes Hinterland ausübten. Daß eine derartige Entwicklung in der Hauptsache an Küstenplätzen mit guten Verteidigungsmöglichkeiten ihren Schwerpunkt hatte, ist bei einem in der Kolonisierung so erfahrenen Volk wie den Phönikern selbstverständlich. Handelstechnisch bot die Lage an der Mündung eines Flusses noch den doppelten Vorteil, mit diesem einen billigen Transportweg in das Hinterland zu besitzen. Die Städte selbst entstanden aus Gründen der Verteidigungsmöglichkeit vorwiegend auf Hügeln oder Inseln nahe der Küste. Lixus kann als klassisches Beispiel für eine Ortswahl nach allen diesen Kriterien gelten.

Aus der frühesten Periode der Stadt wurde Keramik eindeutig phönikischen Einflusses gefunden, wie sie in Karthago bis zum 7. und 6. Jh. in Gebrauch war, im phönikischen Westen aber für die feineren Qualitäten weiterhin als Vorbild diente. Außerdem fanden sich Tonlämpchen mit zwei Schnäbeln sowie Straußeneier als für den punischen Bereich typische Produkte in den ältesten Schichten (vom 6. bis 4. Jh.), als Importe aus der griechischen Welt (attische Vasen) noch selten waren.

Versuchsgrabungen in diesen untersten Schichten haben bewiesen, daß das Gebiet des vorrömischen Lixus von einer Mauer umgeben



Frachter phönizischer Händler. Grabrelief aus Theben (Neues Reich, 1540–1090 v. Chr.).

war, die eine Fläche von 400x300 m einschloß, was für eine im äußersten Westen gelegene Kolonialstadt jener Zeit als beträchtlich anzusehen ist. Daraus geht hervor, daß sich aus der ursprünglichen Faktorei verhältnismäßig rasch eine Stadt entwickelt hatte.

### *Zweite Periode – Die punisch-mauretische Zeit*

Nach dem verlorenen 2. Punischen Krieg schwand der Einfluß Karthagos im gesamten phönikisch-punischen Raum, während die Römer in das dadurch im westlichen Mittelmeer entstandene Machtvakuum eindrangen, wo sie den Süden der iberischen Halbinsel mit der Stadt Gadir einnahmen. Aus Münzbildern wissen wir, daß in jener Zeit einheimische Könige Mauretaniens beherrschten, das nicht dem gleichnamigen modernen Staat entsprach, sondern den Norden des heutigen Königreiches Marokko umfaßte. Lixus hatte es in den letzten der römischen Herrschaft vorangehenden Jahrhunderten zu beachtlichem Wohlstand gebracht, was wir aus der aufwendigen Ausstattung der jener Periode angehörenden Wohnhäuser schließen können. Sie besaßen mit bemaltem Stuck verkleidete Innenwände mit Dekorationen, welche an pompejanische Wandmalereien anklingen, während die Fußböden mit Platten oder Mosaiken belegt waren. Dieser Umstand verdient Beachtung, denn wie Vergleiche mit Häusern derselben Periode in anderen Städten Mauretaniens gezeigt haben, war dort der Lebensstil der Bevölkerung sehr viel einfacher. Es liegt daher die Annahme nahe, daß Lixus schon sehr früh mit dem sich zur neuen Weltmacht entwickelnden Rom in Wirtschaftsbeziehungen getreten war, was ein vermehrtes Handelsvolumen zur Folge hatte, aus dem sich ein entsprechender Vermögenszuwachs ergab. Der

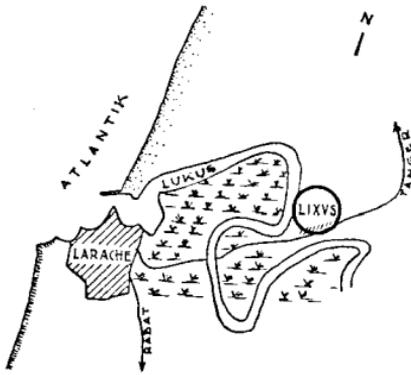
engere Anschluß an Rom geht auch daraus hervor, daß die Importe aus dem phönikisch-punischen Bereich (Lämpchen mit doppelten Ausgüssen und Straußeneier) im Laufe des 3. Jahrhunderts geringer wurden zugunsten der campanischen Ware des Typus A, die in großen Quantitäten nach Lixus gelangte.

Dennoch zeigten noch im 2. und 1. Jh. v. Chr. von Lixus in eigener Münzhoheit geprägte Stücke die Legende „LKS“ in spät-punischer Schrift, wobei die aus drei Konsonanten gebildete Wurzel das Punische als eine der westsemitischen Gruppe angehörende Sprache ausweist. Es wurde demnach auch nach dem Fall Karthagos in Lixus gesprochen, wo es die Sprache der Gebildeten und der Händler war.

Das Stadtgebiet wurde, wahrscheinlich um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, von schweren Zerstörungen heimgesucht, die an Brandspuren in den Ruinen abzulesen sind. Danach wurde die Stadt zeitweise verlassen. Es kann sich bei den Ursachen dieser Katastrophe um mit dem Aufenthalt des römischen Heerführers Q. Sertorius in Mauretanien zusammenhängende Unruhen handeln, die durch den Sieg des Römers über den von Piraten zum König erklärten Askalis hervorgerufen wurden. Andererseits besteht die Möglichkeit von kriegerischen Handlungen im Zusammenhang mit den Wirren des Bürgerkrieges, der auch in Afrika zur Parteinahme für Caesar oder Pompejus als dessen Hauptakteuren führte.

### *Dritte Periode – die Romanisierung*

Nachdem sich seit mindestens zwei Jahrhunderten eine immer engere wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den Römern entwickelt hatte, wurde Mauretanien im dritten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts n. Chr. von einem Unglück betroffen, das in dem Königreich schwere Erschütterungen verursachen sollte. Nach dem Tode des philorömischen Königs Juba II. hatte sein und der Kleopatra Selene Sohn Ptolemaios den Thron bestiegen. Auch die kurze Regierungszeit dieses letzten Königs von Mauretanien stand im Zeichen der Freundschaft mit Rom, dessen Kaiser Caligula aber danach trachtete, nicht nur das Land den übrigen römischen Besitzungen in Afrika anzugliedern, sondern sich auch des Reichtums der mauretanischen Könige zu bemächtigen. Er lud Ptolemaios nach Rom ein, wo dieser zunächst mit allen ihm zustehenden Ehren empfangen wurde. Doch bald darauf ließ Caligula ihn unter dem fadenscheinigen Vorwand, einen dem König eines Klientelreiches nicht zustehenden Aufwand zu treiben, verhaften und



Lixus, Lageskizze  
(nach M. Ponsich).

gegen jedes Recht und Gesetz hinrichten. Als die Nachricht von dieser perfiden Tat nach Mauretania kam, stellte sich Aidemon, ein Freigelassener des Königs von griechischer Herkunft, an die Spitze einer Aufstandsbewegung, welcher Rom nur mit Mühe Herr wurde.

Claudius gelang, nicht ohne Waffengewalt, die Eingliederung des Königreiches als Provinz Mauretania Tingitana in das römische Reich. Daß Lixus noch durch denselben Kaiser zwischen 40 und 45 das Kolonierecht verliehen wurde, dürfte besagen, daß die Stadt sich mit der neuen Situation abgefunden hatte und sie wohl überwiegend positiv bewertete. In den Vierteln der Reichen auf dem Gipfel des Hügels entstanden geräumige Peristylhäuser, deren Dekoration und Einrichtungsgegenstände der neuesten Mode jener Zeit entsprachen. Die Oberklasse von Lixus, der die Eigentümer der Fischverarbeitungs- und Garumfabriken, der landwirtschaftlich genutzten Ländereien sowie die Im- und Exporthändler angehörten, lebte damals in den besten römischen Traditionen. Gemessen an seiner wirtschaftlichen Bedeutung war Lixus nur ein unwichtiges Verwaltungszentrum und wurde hierin von Tingis (Tanger) im Norden und Volubilis im Süden der Mauretania übertroffen. Es hatte daher auch nur wenige öffentliche Gebäude und kann an Monumentalität mit den beiden genannten Städten nicht konkurrieren. Die geringe Anzahl der vorhandenen Inschriften verhindert leider eine eingehende Kenntnis der historischen Ereignisse der Stadt sowie der Persönlichkeiten, die ihr Leben beherrschten, wodurch Lixus für uns in einer bedauerlichen Anonymität verharrt.

Seit dem vierten Dezennium des 3. Jahrhunderts folgte, ausgelöst durch die ständig um sich greifende Anarchie im Zuge der kurzlebigen Herrschaft der verschiedenen Soldatenkaiser, ein Aufstand der Berber dem andern. Diese Unruhen führten zu einem zeit-

weiligen Verlassen der Wohnviertel und der Aufgabe verschiedener Fischeinsalzungsbetriebe. Auch dieses Mal handelte es sich nicht um ein Ereignis von lokaler Bedeutung, sondern die Zerstörungen sind gleichzeitig in allen Städten der Provinz zu beobachten. Sicher haben die wenig oder gar nicht romanisierten, in entlegenen Gebirgszonen lebenden oder als Nomaden umherziehenden Berber die Schwächung der römischen Staatsgewalt zum willkommenen Anlaß genommen, sich gegen diese aufzulehnen.

#### *Vierte Periode – das Ende von Lixus*

Gegen Ende des 3. Jahrhunderts erhielt die Stadt eine neue, durch Rechtecktürme verstärkte Mauer, die sich bis zum Fluß hinunterzog und auch die Fischverarbeitungsfabriken einschloß. Diese Notwendigkeit wird sich aus einer vermehrten Tätigkeit aufständischer Gruppen ergeben haben. Damals entstanden im Norden der Stadt noch öffentliche Thermen, deren bescheidene Ausmaße und dürftige Ausführung stark von den aus dem 1. und 2. Jh. bekannten großartigen Badeanlagen römischer Städte abweichen. Auch hieran ist die angespannte politische Lage des Reiches am Ende des 3. Jahrhunderts abzulesen, als unter Diokletian der ganze südliche Teil der Mauretania Tingitana mit den Städten Volubilis und Banasa aufgegeben wurde.

Aus der *Notitia Dignitatum*, die mit ihrer Zusammenstellung der römischen Garnisonsstädte seit Diokletian bis um die Mitte des 4. Jahrhunderts einen guten Einblick in die militärische Situation des Reiches vermittelt, wissen wir, daß das staatliche Leben der Provinz Mauretania Tingitana sich nach der Zurücknahme der Grenzen auf den Nordwesten des heutigen Marokko konzentriert hatte und die *legio Primera Herculea* in Lixus stationiert war. Die Stadt war dadurch an die Südgrenze des römischen Reichsgebietes gerückt, was auf den Gang ihres öffentlichen Lebens nicht ohne Einfluß bleiben konnte, weil alle Kräfte nunmehr zur Verteidigung herangezogen werden mußten.

Trotzdem erlebte Lixus nach Überwindung der schweren Wirtschaftskrise des späten 3. Jahrhunderts noch einmal einen gewissen Aufschwung, was wir aus den zahlreich gefundenen Münzen konstantinischer Zeit und aus importierter Keramik schließen können.

Die archäologischen Funde geben uns keine Auskunft über den genauen Zeitpunkt, der das Ende von Lixus bezeichnete, das als eine in der westlichen Peripherie des Reichsgebietes gelegene Provinzstadt sicher schon früh von den ersten Anzeichen der all-

gemeinen Auflösung der römischen Welt betroffen wurde. Welcher Art die Beziehungen der Bewohner zu den Vandalen waren und ob solche überhaupt bestanden haben, ist uns nicht bekannt, doch darf angenommen werden, daß die Invasoren diesen extremen Westen Nordafrikas an der Atlantikküste niemals berührt haben. Auf jeden Fall hat ihr kleines Heer nur ganz wenige Plätze militärisch besetzen können, unter denen Lixus sich nicht befand. Alle Indizien sprechen für eine rasche Dekadenz der Stadt seit Anfang des 5. Jahrhunderts.

Was in dem Jahrhundert der byzantinischen Oberherrschaft über Nordafrika, die im extremen Westen fast inexistent war, in Lixus geschah, wissen wir nicht. In früher islamischer Zeit wurden noch einige Viertel bewohnt, doch waren die Häuser und ihre Ausstattung sehr ärmlich. Offenbar wurden in späterer islamischer Zeit Teile des antiken Lixus überbaut, denn der arabische Historiker El Bekri bezeichnete es im 11. Jh. als „eine große Stadt, deren Gründung weit in die Antike zurückreicht und in der eine zahlreiche Bevölkerung lebt.“ Außerdem wies er darauf hin, daß sie „von einer großen Steinmauer umzogen war“<sup>9a</sup>. Diese Stadt wurde dann im Jahre 1270 von spanischen Christen überfallen und geplündert<sup>9b</sup>. Sie blieb bis zum Ende des 13. Jhs. das wichtigste Zentrum am Ufer des Lukus und war für die Flußschiffahrt von Bedeutung. Danach wurde sie von ihren Bewohnern verlassen, die an die Atlantikküste zogen, wo das Dorf el-A'raïš beni'Arûs (= Weinberg oder Weinspalier) als Vorläufer der späteren Stadt Larache entstand.

### *Wirtschaftliche Aspekte*

Der Seehafenbetrieb war sicher seit ältester Zeit ein bedeutender Wirtschaftszweig der phönikischen Niederlassung. Außerdem stellte der Fluß eine bequeme Verkehrsader in das Hinterland mit allen daraus für den Warenaustausch resultierenden Vorteilen dar. Die fruchtbare Hochebene des Sahel bot besonders für den Anbau von Getreide ausgezeichnete Voraussetzungen.

Vor allem aber nutzte man seit alters her den Fischreichtum an diesem Teil der Küste, wo man Sardinen, Thunfische und die in ihrer Nähe lebenden Scomber fing. Dieser ichthyologische Reichtum entstand in erster Linie durch die periodische Suche der Fische nach geeigneten Plätzen zum Laichen, wozu sie von dem kälteren Atlantik an den „Säulen des Melqart“ bzw. Herkules vorbei durch die heutige Straße von Gibraltar in das wärmere Mittelmeer zogen und nach beendeter Laichzeit auf demselben Wege in den Ozean zurückkehrten. Bei diesen Zügen kamen die Fischschwärme

infolge der Gezeitenströme dicht unter der Küste vorbei, wo sie leicht und ohne großen Kostenaufwand gefangen werden konnten. Die Lage der schon in mauretanischer Zeit bestehenden Fischeinsalzungsbetriebe am Ufer des Lukus ermöglichte es den Booten, ihren Fang direkt vor den Toren der Werkstätten zu löschen und auf dem Rückweg die Fertigprodukte die wenigen Kilometer bis zur Atlantikküste flußabwärts zu transportieren, wo sie für den Export nach Übersee verladen wurden.

Der Produktionsprozeß begann mit dem Abschneiden der Flossen und Köpfe und dem Herausnehmen von Eingeweiden, Milch und Rogen. Je nach ihrer Größe wurden die ausgenommenen Fische in mehrere Stücke zerteilt, um dem Salz ein besseres Eindringen zu ermöglichen, und in die dafür bestimmten Steinbottiche gepackt. Nach etwa 20 Tagen war der Konservierungsprozeß beendet und die Ware, in hermetisch geschlossene Amphoren verpackt, versandbereit.

### *Die Garumfabrikation*

Seinen größten Reichtum hat Lixus aber aus der Herstellung des Garum und dem Handel mit ihm gezogen. Die von den Römern „garum“ genannte scharfe Fischsoße war schon den Griechen bekannt, die sie ursprünglich „garos“, später nach dem gleichnamigen Fisch „garon“ nannten<sup>10</sup>. Den Römern der republikanischen Zeit galt dieses Produkt noch als unziemlicher Luxus; erst mit Beginn des Kaiserreiches nahm die Nachfrage nach Garum<sup>11</sup> immer größeren Umfang an, so daß sich viele Fabriken in allen Teilen des Imperiums etablierten, um sie zu befriedigen.

Je nach ihrer geographischen Lage war auch der Rohstoff verschieden; so verwandte man auch Sardinen, Heringe und Thunfische, gelegentlich sogar Süßwasserfische (Welse, Aale, Salme) als Ausgangsbasis. Das begehrteste Garum wurde jedoch aus dem Scomber, einer Makrelenart, gewonnen, den man bei seinem Eintritt vom Atlantik in das Mittelmeer fing. Daher wurden auch in Spanien die besten Qualitäten hergestellt, doch ist als sicher anzunehmen, daß das im Norden der römischen Provinz Mauretania Tingitana gelegene Lixus eine ähnlich hochwertige Produktion betrieb, auch wenn in antiken Texten vor allem die Herstellerbetriebe im Norden der Meerenge genannt werden.

Die Eingeweide, Milch und Rogen der Fische<sup>12</sup>, bei kleineren Sorten wie Sardinen auch der ganze Fisch, wurden mit Meersalz vermischt und zwei bis drei Monate in Gärung belassen, wobei die Masse gelegentlich umgerührt werden mußte. Um den Fermenta-



Lixus, gemauerte Bottiche zur Garumherstellung.

tionsprozeß zu beschleunigen oder eine stärkere Konzentration zu erhalten, wurde das Gemisch der Sonne ausgesetzt oder an erwärmte Plätze gebracht, damit die Flüssigkeit schneller verdunstete. Die in anderen Fabriken zu diesem Zweck bestehenden Heizungsanlagen mit Hypokausten haben sich in Lixus nicht gefunden.

Nach Ablauf der Gärungszeit wurde die Masse durch ein feines Sieb gestrichen, um die festen Bestandteile zu eliminieren. Dieser Rückstand wurde entweder zum erneuten Ansetzen von Garum verwendet, oder als billiges Würzmittel verkauft. Der hochwertigen Qualität, dem sogenannten „schwarzen Garum“, oder „garum sociorum“<sup>13</sup>, fügte man das Blut des Scomber bei. Außerdem erhielten einige Sorten verschiedene Zusätze wie abgelagerten Wein, Pfeffer<sup>14</sup>, Zitrusfrüchte, Honig, Süßwein, Essig oder Öl, um dadurch besondere Aromen zu erzielen. Als Gewürzzutaten fanden Verwendung: Dill, Fenchel, wilder Majoran und Thymian, Beifuß, Salbei, Zimt, Wacholderbeeren, Lorbeerblätter. Das Fertigprodukt wurde, wie schon die gesalzenen Fische, in Amphoren abgefüllt und, luftdicht verschlossen, in die gesamte römische Welt verschickt.

Bei dem Herstellungsprozeß des Garum handelt es sich um eine

sogenannte Proteolyse, d.h. eine Aufspaltung von Proteinen durch die im Verdauungsapparat der Fische befindlichen Enzyme, von lebenden Zellen erzeugte besondere Eiweißstoffe, welche die chemischen Reaktionen des Auf- und Abbaus lenken und beschleunigen. Dabei ermöglichte der Zusatz von Meersalz die Entwicklung einer halophylen Flora, die dem Produkt ein besonderes Aroma verlieh. Wichtiger aber war, daß das in dem Meersalz enthaltene Magnesium sich mit dem Überschuß von Ammoniak zu Ammoniak-Magnesium-Phosphaten verband, die das Übergehen der Masse in Fäulnis verhinderten. Seneca berichtet mit schlecht verhehltem Ekel von der Soße aus verfaulten Fischen, die teuer und ungesund sei<sup>15</sup>. Plinius erwähnt, daß er Meerbarben gegessen habe, die mit einer aus ihnen selbst hergestellten Soße gewürzt waren<sup>16</sup>.

Für die Verwendung des Garum ergaben sich außerordentlich vielfältige kulinarische Möglichkeiten. Neben seiner Hauptaufgabe, Fleisch- und Fischgerichte sowie Gemüse- und Eierspeisen<sup>17</sup> zu würzen, hatte es die Funktion unserer heutigen Aperitifs und Magenliköre übernommen. Aber auch in der Medizin fand es weitgehende Verwendung als Heilmittel gegen Magen- und Darmstörungen, bei Erkältungskrankheiten, Migräne und neuralgischen Schmerzen. Geschwüre und nichtheilende offene Wunden sowie frische Brandstellen wurden damit bestrichen und Hundebisse mit ihm behandelt. Außerdem gebrauchte man es bei der Behandlung kranker Tiere. Aus allen diesen Gründen ist leicht verständlich, weshalb Garum in der Römerzeit ein so außerordentlich gefragter Artikel war.

Der allgemeine Terminus für die weitverbreiteten Fischsoßen war „liquamen“, bei dem man „muria“, „allex“ und „garum“ unterschied. Der Handel mit ihnen hatte einen so großen Umfang angenommen, daß sich dafür ein spezieller Berufszweig gebildet hatte, dessen Träger man „liquaminarii“ nannte.

Die Herstellung des Garum fügte sich bestens in die bereits vorhandene Produktion von gesalzene Fischen ein, und der Reichtum, den diese Industrie notwendigerweise abwerfen mußte, wird erst in seinem ganzen Umfang verständlich, wenn man bedenkt, daß sie nichts anderes als eine restlose Ausnutzung der vorhandenen Produktionskapazitäten bedeutete, indem sie die aus der Fischverarbeitung stammenden Abfälle einer rationellen Verwertung zuführte. Diese sonst nutzlosen Abfälle dienten als Rohstoff für ein hochbezahltes Qualitätsprodukt, wodurch die Rentabilität der Betriebe um ein Vielfaches gesteigert wurde.

Nach Plinius<sup>18</sup> erzielte das schwarze Garum zu seiner Zeit 1000 Sesterzen für 2 congii (ca. 6,5 l), d.h., daß dieses Spitzenerzeugnis genauso viel kostete wie die besten Parfüms. Auch Martial weist auf

den hohen Preis des Garum hin<sup>19</sup>. Leider sagt Plinius nichts über die Preise der minderen Qualitäten, die bedeutend niedriger lagen und damit die Verwendung des Garum auf breiter Basis in allen sozialen Schichten ermöglichten. Tatsächlich kann gesagt werden, daß „liquamen“ der einen oder anderen Qualität in keiner Küche des römischen Reiches fehlten.

Später, als das Geld schon stark entwertet war, setzte das berühmte Preisedikt Diokletians als Höchstpreise für die erste Qualität (liquamen primum) 16 Denare für einen italischen Sextar (= 0,547 l) und 12 Denare für die zweite Qualität (liquamen secundum) fest. Für 2 congii durften 704 bzw. 528 Sesterzen für die erste und zweite Qualität verlangt werden. Hieraus ergibt sich bei der Umrechnung des Preises für Garum der ersten Qualität nach Plinius (4 Sesterzen = 1 Denar) ein Preis von rund 19 Denaren pro Sextar, obwohl das allgemeine Preisgefüge um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. weit niedriger lag als 2½ Jahrhunderte später im Jahre 301, als das Preisedikt erlassen wurde. Die Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch wird in der großen Anzahl von Herstellerbetrieben zu suchen sein, deren Produktion ein Überangebot schuf, das auf den Preis drückte.

Zum Vergleich seien die Preise für einige Produkte genannt, immer auf 1 Sextar bezogen: Landwein 8 Denare; Bier erster Qualität 4 Denare, für die zweite 2 Denare; Speiseöl der zweiten Qualität 24 Denare; Essig 6 Denare.

### *Betrachtungen über die Organisation der antiken Fischverarbeitungsindustrie*

Neben der Einsalzung von Fischen und der Herstellung von Garum wurden zur restlosen Ausnutzung der bestehenden Produktionsanlagen in der toten Saison auch Muscheln industriell verarbeitet, was große Anhäufungen von Schalen in der Nähe der Betriebe an der nordafrikanischen Atlantikküste beweisen. Das seit frühesten Zeiten geschätzte Fleisch der Muscheln verzehrte man nicht nur roh, sondern auch gekocht oder gebraten. Außerdem wurde wohl auch die Gewinnung von Perlen auf industrieller Basis betrieben. Die goldige Farbe der zähen Byssusfäden, mit denen sich die Muscheln auf der Unterlage festhalten, war im Altertum sehr geschätzt, weshalb man aus diesem begehrten Produkt die sogenannte Steckmuschelseide anfertigte, die zu Gewändern verarbeitet wurde.

Vor allem ist aber zu erwähnen, daß die uralte, von den Phönikern betriebene Gewinnung von Purpur aus dem Sekret der beiden dafür infragekommenden Schneckenarten in den von ihnen geschaffenen westlichen Wirtschaftsraum exportiert wurde, was ent-

sprechende Funde auf den Inseln vor Mogador (Essaouira) be- weisen. Sehr sicher stellte dieser wohl lukrativste Zweig der Muschelverarbeitung eine bedeutende, von Juba II. geförderte Neben- industrie in einigen Fabriken an der Atlantikküste dar. Außerdem wurden Korallen und Schwämme verarbeitet, an denen die dortigen Gewässer reich sind.

Da alle diese Produktionsvorgänge große Mengen von Salz erfor- derten, hatten sich in der Nähe der Werkstätten Salinen etabliert, die das Salz an Ort und Stelle gewannen und es mit einem Minimum an Transportkosten an die Betriebe lieferten. Dabei war, sehr be- merkenswert, die Größe der Salinen auf die Kapazität der Fabriken abgestimmt. In Lixus gewann man das notwendige Salz aus dem Lukus, der bis einige Kilometer landeinwärts, soweit die Flutwellen des Atlantik eindringen, stark salzhaltiges Wasser führte. Die Fisch- konservenfabriken von Larache beziehen noch heute ihr Salz von diesen am Fluß gelegenen Salinen.

Eine bedeutende Nebenindustrie war auch die Herstellung der großen Mengen von Amphoren, die der Lagerung und dem Ver- sand der Fertigprodukte der Verarbeitungsbetriebe dienten. Auch diese Keramikwerkstätten dürften sich, wo immer die Voraus- setzung dafür durch Tonvorkommen gegeben war, in der Nähe der Fabriken befunden haben. Da die hochwertigen Qualitäten des Garum ein teures Luxusprodukt darstellten, wurden sie zum Ver- kauf teilweise auch in kleinere Glasflaschen (ampullae) abgefüllt.



Lixus, Fischverarbeitungsbetriebe, Blick auf eine Werkstatt.

Solche Flaschen, die für Parfüms und sonstige in der Kosmetik benutzte Flüssigkeiten zu groß waren und daher einen anderen Verwendungszweck haben mußten, sind vielfach in der Nähe von Fischverarbeitungsbetrieben gefunden worden. Da in der Antike Medizinen, Drogen und Gewürze in „ampullae“ aufbewahrt wurden, kann ihre Verwendung für das kostbare Garum nicht verwundern.

In der räumlichen Konzentration der Nebenindustrien und ihrer strukturellen Gruppierung um die zentralen Fischverarbeitungsfabriken kann man den Ansatz zu einer antiken Verbundindustrie sehen.

## RUNDGANG DURCH DIE RUINEN VON LIXUS

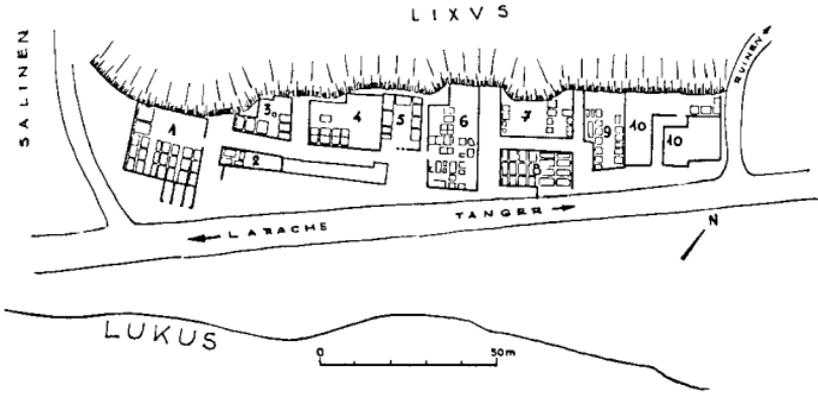
*Die Industrieanlagen der Unterstadt* (Plan 1, Plan 2 und Plan 3,1)

Das bisher ausgegrabene antike Industriegebiet von Lixus liegt auf dem engen Raum zwischen der modernen Fahrstraße Rabat-Tanger und dem Fuß des Hügels Tšemmiš. Seine relativ guterhaltenen Ruinen umfassen eine Serie von Konstruktionen, die sich in zehn Werkstätten aufgliedern lassen, welche 147 Steinbottiche mit einem Gesamtfassungsvermögen von ca. 1013 Kubikmeter enthalten. Das Vorhandensein dieser großen Anzahl von Bottichen weist die Werkstätten einwandfrei als Betriebe zur Fischverarbeitung aus.

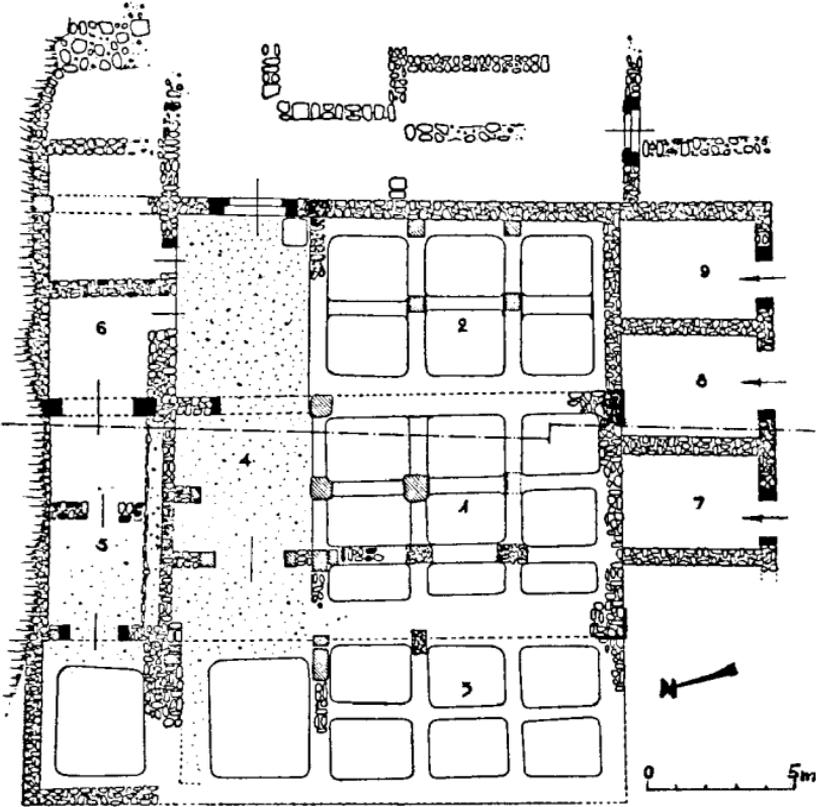
Mit einer Länge von 200 Meter in der Hauptachse ist diese Anlage, die sich wahrscheinlich noch jenseits der Fahrstraße bis zum Ufer des Lukus hinzog und damit einen etwa doppelt so großen Raum einnahm wie der ausgegrabene Teil, eine der größten dieser Art in der antiken Welt. Da die Einsalzung von Fischen von den Phönikern betrieben und verbreitet wurde, die auch das Fertigprodukt handelten, kann es nicht verwundern, daß in der aus einer phönikischen Faktorei entstandenen Stadt der Fischverarbeitung die Rolle einer Schlüsselindustrie zufiel.

Um einen Begriff von den Produktionsanlagen zu erhalten, sei die erste der zehn ausgegrabenen Werkstätten (Plan 1,1) erläutert, weil ihre räumliche Disposition mehr oder weniger als Schema für alle Betriebe gelten kann.

Der aus dem Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr. stammende Mitteltrakt (Plan 2,1) mit einem Block aus drei großen und drei kleinen Bottichen bestand ursprünglich für sich und war von einer an den



Plan 1, zehn Werkstätten der Fischverarbeitung in Lixus (Pläne 1 und 2 nach M. Ponsich).



Plan 2, Werkstatt Nr. 1 im Detail (vgl. Plan 1) in Lixus.

Ecken verstärkten Mauer umgeben. Die großen Bottiche wurden später durch Trennwände unterteilt.

Gegen Ende desselben Jahrhunderts erfuhr diese ursprüngliche Anlage verschiedene Erweiterungen. Im Norden fügte man ihr einen rechteckigen Hof (2,4) mit wasserdichtem Paviment an, das ein Meter unterhalb der Bottichränder lag. Nördlich des Hofes wurde bis zum Fuß des ansteigenden Hügels ein langrechteckiger Raum geschaffen (2,5 und 2,6), der als Magazin zur Lagerung der Fertigprodukte diente. Auch er hatte ein wasserdichtes Paviment, das infolge des ansteigenden Geländes über dem des Hofes lag. Die Produktionsanlagen wurden im Osten durch drei große, danach ebenfalls unterteilte, Bottiche und im Westen durch 8 Bottiche verschiedener Größe erweitert.

Zu einer späteren Zeit bekam der Hof einige Trennwände, die direkt seinem Paviment aufsaßen, und das von der Nordseite des Hofes her zugängliche Magazin wurde unterteilt und bekam Durchgänge zu dem in der Nordwestecke befindlichen großen Bottich.

Im Süden der Werkstatt schließen drei mit ihr nicht in Verbindung stehende Läden (tabernae – 2, 7-9) an, deren Türen sich zwischen Pfeilern direkt auf die Straße öffnen. In situ gefundene Fragmente aus Terra sigillata beweisen, daß diese tabernae bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. benutzt wurden. Die Gesamtgröße der Werkstatt 1 umfaßt mit den Läden 25 x 20 Meter.

Der Komplex ist mit seinem Bruchsteinmauerwerk und den Freipfeilern aus großen Hausteinblöcken eine durchaus homogene Konstruktion und entspricht der Norm für alle nördlich und südlich der Meerenge von Gibraltar gefundenen antiken Fischverarbeitungsbetriebe.

Die eigentlichen Produktionsanlagen bestanden in den zur Hälfte in den Erdboden eingelassenen abflußlosen Bottichen mit gemauerten Wänden und Böden. Letztere haben eine Unterlage aus Bruchsteinen, deren Oberflächen durch kleine, mit Mörtel vermischte Steine ausgeglichen wurden. Um die notwendige Undurchlässigkeit zu erreichen, waren die Bottiche mit einer ersten Schicht aus gewöhnlichem und zwei weiteren Schichten aus feinerem Ziegelmörtel verputzt. Über allen horizontalen und vertikalen Fugen befanden sich Viertelkreisstäbe, um das Durchsickern von Flüssigkeiten auszuschließen und gleichzeitig ein Festsetzen von Fabrikationsrückständen und die damit verbundene Korrosion der Bottiche zu verhindern. Diese sorgfältige Bearbeitung verlieh ihnen eine Dauerhaftigkeit, die sie trotz stärkster Beanspruchung praktisch unzerstörbar machte.

Über den Bottichen waren von Hausteinpfeilern und Balken getragene Flachziegeldächer angebracht, von denen sich aber nur



Lixus, Garum- und Fischverarbeitungsfabriken.

geringe Spuren fanden. Sie hatten die Aufgabe, den Inhalt der Bottiche vor direkter Sonnenbestrahlung zu schützen, die gegen Ende des Produktionsprozesses eine zu schnelle Verdunstung der Salzlake bewirkt hätte. Vor allem hielten die Dächer aber den Regen ab, damit dieser keine zu starke Verdünnung der Lake herbeiführen und damit die Haltbarkeit des Fertigprodukts beeinträchtigen konnte.

Die Ausgrabungen haben gezeigt, daß die ältesten Teile der Fabriken in der ersten Hälfte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts entstanden und gegen Ende desselben, wahrscheinlich in der Regierungszeit Jubas II. (25 v. Chr. bis 23/24 n. Chr.), die für Mauretanien eine Periode großer Prosperität war, erweitert wurden. Nach Überwindung der Wirtschaftskrise des 3. Jahrhunderts wurden die zeitweilig verlassen gewesenen und verfallenen Gebäude neu hergerichtet, um den Betrieb in geringerem Umfange zur Befriedigung der lokalen und, bestenfalls, regionalen Nachfrage wieder aufzunehmen, da der Export von gesalzenen Fischen und Garum auf Reichsebene zum Erliegen gekommen war. Anhand der archäologischen Fundstücke kann gesagt werden, daß die Werkstätten 4, 6

und 9 (Plan 1) noch bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts gearbeitet haben, während die übrigen bereits im 4. Jahrhundert ihren Betrieb eingestellt hatten.

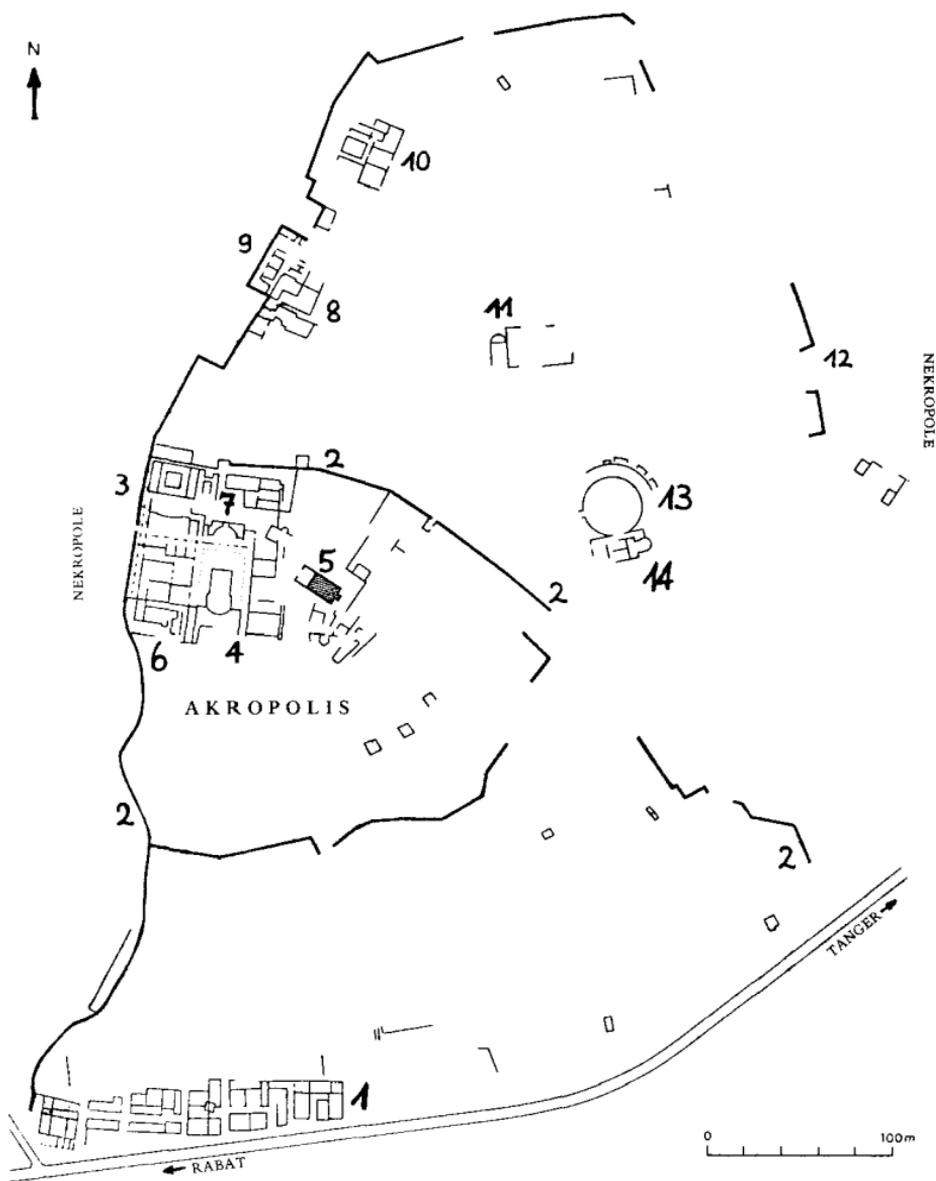
Die gaditanischen Salzische werden schon im 5. Jahrhundert v. Chr. in einer der attischen Komödien des Eupolis<sup>20</sup> erwähnt, während Antiphanes zu Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. davon berichtet<sup>21</sup>. Da die aus dem Wirtschaftsraum des westlichen Mittelmeeres kommenden gesalzene Fische ihrer hohen Qualität wegen bekannt und sehr geschätzt waren, muß es auch vor dem 1. Jahrhundert v. Chr. in Lixus schon Werkstätten zu ihrer Herstellung gegeben haben. Man führte daher unterhalb der Ruinen Sondierungen durch, um den archäologischen Beweis für ihr Vorhandensein an dieser Stelle zu erbringen. Der Platz für die Werkstätten am Fuße des Stadthügels, d. h. außerhalb des eigentlichen Wohngebietes, war der einzig mögliche, weil sie wegen der dieser Produktion eigentümlichen Entwicklung sehr schlechter Gerüche in einer gewissen Entfernung von bewohnten Zentren angelegt werden mußten. Außerdem war er aber auch wegen seiner Nähe zum Fluß gewählt worden, der den bequemen und billigen An- und Abtransport von Rohstoffen und Fertigprodukten ermöglichte.

Alle Versuche zur Auffindung älterer Konstruktionen sind jedoch unfruchtbar geblieben. Diesen offensichtlichen Widerspruch zwischen Schriftzeugnissen und archäologischem Befund suchen M. Ponsich und M. Tarradell damit zu erklären, daß die älteren Werkstätten sich rudimentärer Produktionsmethoden bedienten, zu deren Ausübung keine festen Bauten nötig waren, die vielmehr erst im 1. Jahrhundert v. Chr. entstanden seien, als sich die Fischverarbeitung immer mehr auf den Massenbedarf einstellte. Diese Industrialisierung habe, um der großen Nachfrage zu genügen, gänzlich neue Methoden entwickeln müssen, was wiederum die Errichtung fester Gebäude erfordert habe, in denen man diese praktizierte.

### *Die Stadtmauern*

#### *A) Vorrömische Mauer (Ost- und Westmauer) (Plan 3, 12, 9, 3)*

Die älteste der beiden Stadtmauern von Lixus stammt aus vorrömischer Zeit und lief an dem Steilabfall des Tšemmiš entlang, auf dessen Hochfläche sich der größte Teil der punisch-mauretanischen Stadt ausbreitete. Nördlich vom Theater liegen im Osten zwei Trakte (Plan 3, 12), in deren Linie weiter nach Norden der Anschluß an die stumpfe Nordecke erreicht wird, von wo aus sich die Mauer mit Ecken, Vor- und Rücksprüngen am Rande des Westabfalls nach Süden zieht (Plan 3, 9 und 3). Dicht am Tempelbezirk der Akropolis (Plan 4), von dem noch zu sprechen sein wird, folgte sie



Lixus, Übersichtsplan (Plan 3). Nach M. Euzennat.

- |                              |                                   |
|------------------------------|-----------------------------------|
| 1 Fischverarbeitungsfabriken | 8 Haus des Mars u. der Rea Silvia |
| 2 Spätromische Mauer         | 9 Vorrömische Mauer               |
| 3 Vorrömische Mauer          | 10 Haus des Helios                |
| 4 Tempelbezirk der Akropolis | 11 Heidnische Basilika            |
| 5 Sog. Kirche                | 12 Vorrömische Mauer              |
| 6 Pun.-maur. Wohnviertel     | 13 Theater- und Amphitheater      |
| 7 Thermen                    | 14 Thermen                        |

nach einem tiefen Rücksprung dem im Süden allmählich abfallenden Hang, doch ist außer einem kleinen Rest an der Südwestecke der Akropolis der ganze südliche Mauerzug abgestürzt. Ebenso ist die Verbindung zum Theater nirgends mehr erhalten, weshalb wir nichts über den Verlauf des Südtrakts wissen und auch nicht sagen können, wo er an die Ostmauer anschloß. Es ist denkbar, daß die spätantike Mauer auf ihrer Ostseite dem Zug der ursprünglichen Mauer folgte, die den flacheren Teil des Hanges umschloß (Plan 3), der von dieser Quote bis hinunter zum Fluß wieder steiler abfiel.

Als besonderes Merkmal der vorrömischen Mauer kann gelten, daß nicht nur ihr Ost- (Plan 3, 12) und Westtrakt (Plan 3, 9 und 3) sich konstruktiv deutlich voneinander unterscheiden, sondern daß auch innerhalb dieser beiden Trakte jeweils zwei Sektoren in verschiedenen Techniken errichtet sind.

Von den beiden nördlich des Theaters liegenden Trakten besteht der untere aus ungleich großen, kaum bearbeiteten polygonalen Blöcken und hat den Charakter einer Zyklopenmauer. Der obere Teil aus viel kleineren Blöcken wird dagegen von dem Ausgräber als die Restauration einer ursprünglich auch hier vorhandenen Zyklopenmauer angesehen. Obwohl die Entstehungszeit der Mauer noch nicht genau bestimmt werden kann, ist doch die Annahme gerechtfertigt, daß der in zyklopischer Bauweise errichtete Teil als der älteste anzusehen ist.

An der Westmauer sind gleichfalls zwei verschiedene Bauweisen deutlich zu unterscheiden. Monumental ist der 40 Meter lange Risalit in der Mitte, dessen Quadern trotz ihrer Größe äußerst sorgfältig zugehauen und ohne Mörtel und Klammern zusammengefügt sind. Die über den ganzen Risalit in unregelmäßiger Anordnung verteilten Spiegelquadern vertreten einen im hellenistischen Orient stark verbreiteten Mauertypus, der im äußersten Westen Nordafrikas bisher ohne Parallele geblieben ist. Der nördlich anschließende Teil der Westmauer besteht aus kleinen Blöcken im Mörtelverband und ist daher nicht so eindrucksvoll wie der Risalit.

Trotz der Verschiedenheit der angewandten Mauertechniken ist nach Tarradell die gleichzeitige Entstehung der Westmauer in allen ihren Teilen in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. oder spätestens um die Wende vom 2. zum 1. Jahrhundert anzunehmen. Der Südteil der Mauer nahe der Akropolis weist sehr auffallende Reparaturen unter Verwendung von Säulenstümpfen auf, die entweder gleich nach den Zerstörungen in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. oder gegen Ende desselben ausgeführt wurden. Die Ost- und Westmauer von Lixus sind die bedeutendsten Zeugnisse vorrömischer Mauern im gesamten phönikisch-punischen Raum.

## *B) Die jüngere Mauer aus spätrömischer Zeit (Plan 3,2)*

Nachdem die Oberstadt gegen Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. aufgegeben worden war und sich das Zentrum von Lixus auf den Abhang südlich der Akropolis verlagert hatte, erhielt dieses verkleinerte Stadtgebiet gegen Ende des 3. Jahrhunderts eine neue Mauer, die von der alten Westmauer an der Nordwestecke der Akropolis nach Osten verläuft und die alte Stadt in zwei Teile zerschneidet. Danach zieht sie auf halber Höhe des Abhanges nach Westen weiter, wo aber der Anschluß an die alte Mauer nicht erhalten ist.

Die spätrömische Mauer unterscheidet sich stark von der vorrömischen durch die Verwendung kleiner, mit viel Mörtel unregelmäßig verlegter Steine, von denen größere Mengen aus zerstörten Gebäuden stammen. Da sie in ihrem Nordwestteil nicht durch Geländeabfall geschützt ist, befinden sich dort zwei vorspringende quadratische Türme zu ihrer Verstärkung.

An der Nordwestecke, wo die alte und neue Mauer zusammentreffen, wurde ein rechteckiger überwölbter, sehr gut erhaltener Bau gefunden, der als Wachlokal angesehen wird. Dank seiner strategisch besonders günstigen Lage am Rande des gegen den Ozean gerichteten Steilabfalls des Tšemmiš konnte von hier aus die ganze Mündungsebene überblickt werden, so daß sich niemand ungelesen vom Meere her auf dem Wasser- oder Landwege der Stadt nähern konnte.

Gleichzeitig mit der Errichtung der spätrömischen Mauer wurden von ihrem Südosttrakt im Norden und Süden Schenkelmauern bis zum Lukus hinuntergeführt, welche die in seiner Nähe befindlichen Industrieanlagen in den Schutz der Stadtmauer einbezogen.

## *Der Südbang*

Bei den Fischverarbeitungsbetrieben beginnt ein Karrenweg, der über den Südbang zum Gipfel des Tšemmiš führt. Auf dem Abhang befindet sich eine Ruinengruppe, die ein Theater, Thermen und eine heidnische Basilika umfaßt. In dieser Zone wurde eine Versuchsgrabung vorgenommen, bei der man zum größten Teil aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert stammende Reste von Gebäuden fand, welche später verschiedene Umbauten erlebten, bis sie in den Wirren um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. zerstört wurden. Die unterste Schicht dieser direkt dem gewachsenen Boden aufliegenden Bauten entspricht der Frühzeit der Stadt vom 6.–4. Jahrhundert v. Chr.

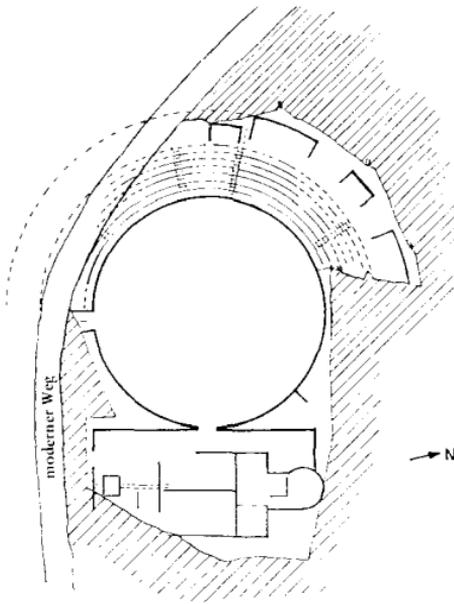
### *Das Theater (Plan 3,13)*

Das wichtigste Gebäude am Südhang des Tšemmiš ist das 1963 ausgegrabene, bisher einzige in Marokko gefundene Theater. Dieses Monument mit einer Oberfläche von ca. 3000 Quadratmetern, einer Orchestra von 32,50 Metern Durchmesser und den Resten der an ihrer Tangente gegenüber der cavea befindlichen Baulichkeiten ist wegen seiner völlig von dem Kanon der Theaterbauten abweichenden Form besonders interessant.

M. Euzennat wollte aus der kreisrunden Orchestra auf ein griechisches Theater schließen, welchem Standpunkt M. Ponsich schon mit dem Argument wirksam entgegentrat, daß diese Orchestra die größte aller bekannten griechischen Theater wäre und auch die bedeutendsten Monumente dieser Art in Athen und Epidauros, um nur diese zu zitieren, nicht an das Maß von Lixus herankommen. Es ist unmöglich anzunehmen, daß die im äußersten Westen liegende, als Industriezentrum zwar wichtige, aber sonst nicht sehr bedeutende Stadt ein derart großes Theater besessen haben sollte. Überhaupt gibt es in Nordafrika, mit Ausnahme der von Griechen kolonisierten Kyrenaika, nur römische Theater. Außerdem ist die cavea in Lixus durch eine 4,20 Meter hohe Mauer von der Orchestra getrennt, die dadurch so tief zu liegen kommt, daß sie keinerlei Ähnlichkeit mit den bei der untersten Sitzreihe beginnenden Orchestren griechischer Theater aufweist.

Obwohl das Studium dieses einzigartigen Monuments in allen seinen Einzelheiten noch nicht abgeschlossen ist, muß man M. Ponsich Recht geben, wenn er es typologisch als ein Beispiel der seit dem 2. Jahrhundert bestehenden Gattung der Theater-Amphitheater interpretiert. Die Arena ist zwar rund und nicht, wie sonst bei Amphitheatern, elliptisch, aber die ungewöhnlich hohe Mauer (die des Kolosseums in Rom ist nur 4 Meter hoch) diente unzweifelhaft dem Schutze der Zuschauer vor wilden Tieren.

Die Auffassung Ponsichs, daß es sich bei dem Theater von Lixus um eine Adaption römischer Bautraditionen an lokale Gewohnheiten handele, scheint gerechtfertigt. Wir hätten daher ein kombiniertes Gebäude für Theatervorstellungen, Zirkus- und gymnische Spiele sowie Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe vor uns, das von Anfang an für alle diese Spiele geplant war und nicht nachträglich von einem Theater in ein Amphitheater umgebaut wurde. Der Architekt war mit den römischen Bautraditionen bestens vertraut und schuf wohl aus Gründen der Ökonomie ein Gebäude, das den Anforderungen aller Gattungen von Spielen genügte, um damit der Stadt die Errichtung mehrerer Bauten zu ersparen. Lixus war dank seiner Fischverarbeitungsindustrie zwar nicht arm, aber es ist durchaus möglich,



Lixus, Grundriß Theater-  
Amphitheater.  
Nach M. Ponsich.

daß die Eigentümer der Betriebe ihren Reichtum lieber zur Ausgestaltung ihrer Privathäuser benutzten, anstatt sich mit eigenem Geld an der Errichtung öffentlicher Bauten zu beteiligen.

Die Nordhälfte der Arena und der dort befindliche Teil der cavea sind in die Flanke des Hügels geschnitten, wodurch die Errichtung aufwendiger und teurer Substruktionen vermieden wurde. Die cavea besteht aus sieben Reihen gemauerter, mit Ziegelmörtel verputzter gradini, von denen die untersten drei, vor allem im Mittelteil, eingeritzte Initialen der Benutzer aufweisen. Die Sitzreihen waren von oben her über vier niedrige, radial angeordnete Treppen zugänglich, welche die cavea in fünf ungleiche Abschnitte einteilten, von denen der mittlere an der Brüstung der 60 Zentimeter überstehenden Mauer nur 5 Meter breit ist. Hier befanden sich die doppelt breiten bisellia oder Ehrensitze für den Spielleiter und die Magistrate der Stadt. Leider ist dieser Teil zu sehr zerstört, um Einzelheiten erkennen zu lassen. Die übrigen Abschnitte der cavea sind unten 11,24 bzw. 11,70 Meter breit.

Gegenüber der nach Osten offenen cavea befinden sich die Reste von Thermenanlagen über einem älteren Gebäude, das als scaena anzusprechen der Ausgräber noch für verfrüht hält. Es ist deshalb nicht sicher, ob die in der Nordsüdachse verlaufende, die Orchestra im Osten tangierende, mit einem Mitteldurchgang zu ihr versehene und im Süden noch etwas über sie hinausragende Mauer wirklich die ursprüngliche Scaenamauer gewesen ist. Bei dem später in Ther-

men umgebauten Gebäude könnte es sich auch um notwendige Nebengelasse für Zirkusspiele gehandelt haben (Plan 3,14).

Für die Datierung des Theaters-Amphitheaters gibt es noch keine sicheren Elemente. Wir wissen nur, daß der Bau gegenüber der cavea im ersten Viertel des 3. Jahrhunderts in Thermen umgebaut wurde. Verschiedene Kleinfunde sprechen für das endgültige Auflassen dieser Thermen gegen Ende des 3. oder spätestens zu Beginn des 4. Jahrhunderts. Bei diesem Umbau erhöhte man das ursprüngliche Paviment um 1,35 Meter und verlegte darauf den Untergrund für das bei den Ausgrabungsarbeiten im Tepidarium freigewordene Mosaik. Mit Blumenmotiven und geometrischen Mustern geschmückte Medaillons von sehr schöner Farbgebung umrahmen den Kopf des Oceanus mit großen, blauen Augen in einem eckigen Gesicht auf dem fast quadratischen Zentralornament. Der volllippige Mund ist von einem langen Schnurrbart überwölbt, der in den lang wallenden Kinnbart übergeht, während die nach oben spitz zulaufenden Ohren in dem Kopfhaar verschwinden, das wie aus Krabbenschere gebildet ist. Dieser Kopf ist schön vor allem



Lixus, Theater.

durch die Harmonie seiner Proportionen und den Ausdruck des Gesichts, dessen Zeichnung trotz der ziemlich großen Marmor-tesseræ fein erscheint. Von dem weißen Untergrund mit kleinen stilisierten schwarzen Wellen heben sich die für Bart und Kopfhaar verwendeten Farben blau, grau, rosa und grün gut ab. Das ockerfarbene Gesicht mit seinen gut verteilten Schattenpartien sowie die roten Lippen sind in feinem Sandstein bzw. Terrakotta ausgeführt. Oceanus war ursprünglich ein Flußgott der Griechen, die sich ihn aber gleichzeitig als einen die scheibenförmig gedachte Erde umfließenden Strom vorstellten, welcher als ihre äußerste Begrenzung aufgefaßt wurde. Mit der Reise des Kolaïos von Samos nach der spanischen Silbermine in Tartessos um 660 fällt wahrscheinlich die Lokalisierung des Oceanus am äußersten bekannten Westen, nämlich den „Säulen des Herakles“, zusammen. Von dieser Zeit an änderte sich auch die Vorstellung von Oceanus als einem Fluß in die eines Meeres, zu dessen Gott er nun wurde.

#### *Die heidnische Basilika (Plan 3,11)*

Westlich vom Theater liegt ein Bau von rechteckigem Grundriß, der in einer halbkreisförmigen Apsis endet, deren Wände noch erhalten sind. Der ursprünglich wohl nur aus einem Raum bestehende Bau erhielt später mehrere Trennwände, die ihn in verschiedene Räume aufteilten. Obwohl seine Zweckbestimmung nicht ohne weiteres ersichtlich ist, glaubt der Ausgräber an eine Gerichts- oder Marktbasilika, deren Entstehung er aufgrund der recht mittelmäßigen Mauertechnik zu Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. annimmt.

#### *Der Hügel Tšemmiš*

Von der Basilika nach Nordwesten weitergehend, erreicht man das Hochplateau des Hügels. Von dort schweift der Blick weit in die Runde über den Fluß, der sich in langen, im Sonnenlicht glänzenden Schleifen dem Ozean zuwindet. An diesem Platz begreift man auch die günstigen klimatischen Umstände, die zur Anlage der antiken Stadt auf dem Hügel führten, denn der Wind weht sogar an einem Augustmittag heftig vom Ozean her und bringt mit dem Geruch des Meeres erfrischende Kühle, die schon das antike Stadtgebiet aus dem heißen, fieberverseuchten Brodem der Sumpfebenen am Unterlauf des Lukus heraushob. Wenn die Lage der Stadt auf der Höhe klimatisch günstig war und ausgezeichnete Verteidigungsmöglichkeiten bot, so hatte sie jedoch den Nachteil einer schlechten Wasserversorgung. Die wenigen vorhandenen

Quellen auf tieferem Niveau reichten keinesfalls für den Wasserbedarf aus, weshalb fast alle öffentlichen und privaten Gebäude eigene Zisternen zum Auffangen des Regenwassers besaßen.

#### *Das Haus des Helios (Plan 3,10)*

Im Nordwesten des Hochplateaus, nahe bei der hier gut erhaltenen Stadtmauer, liegt das Haus des Helios, das im 3. oder 2. Jahrhundert v. Chr. errichtet wurde und bis zu den bei der römischen Eroberung ausbrechenden Unruhen bewohnt war. In einem der um das Peristyl gruppierten Wohnräume fand man das Fußbodenmosaik, das dem Haus seinen Namen gab. Es ist, wie die übrigen Fundstücke aus Lixus, im Archäologischen Museum in Tetuan ausgestellt und zeigt auf dem erhaltenen Teil die vordere Hälfte des Sonnenwagens.

#### *Das Haus des Mars und der Rea Silvia (Plan 3,8)*

Südlich vom Hause des Helios liegt hinter dem Risalit der Stadtmauer das aus der Wende des 1. zum 2. Jahrhundert n. Chr. stammende Haus des Mars und der Rea Silvia, von dem der Mittelteil mit dem Peristyl von 10 Meter Seitenlänge erhalten ist. Südlich daran anschließend befinden sich die Privatthermen des Hauses mit einem rechteckigen Kaltbad (Frigidarium), einer kleinen Piscina, sowie dem Warmbad (Caldarium) mit seinen Beheizungsanlagen. Auch dieses reich ausgestattete Haus wurde nach einem seiner Mosaiken benannt, das Mars und die Vestalin Rea Silvia, die Eltern von Romulus und Remus, darstellt. Das andere zeigt Venus und Adonis. Gegen Mitte des 3. Jahrhunderts wurde das Haus durch Feuer zerstört.

Die Peristylhäuser in Lixus beweisen den hellenistischen Einfluß, der sich in punisch-mauretanischer Zeit ausbreitete und bis zum Ende der römischen Herrschaft andauerte.

#### *Der Tempelbezirk auf der Akropolis (Plan 3,4 und Plan 4)*

Auf der höchsten Stelle der Akropolis befindet sich ein ca. 5000 Quadratmeter großer Bezirk mit den Resten verschiedener Tempel, der das religiöse Zentrum von Lixus darstellt. Dieser Bezirk wurde öfters fälschlicherweise als Forum bezeichnet, dessen wirkliche Lage uns noch unbekannt ist.

#### *Tempel F (Plan 4, Plan 3,7)*

Die Front des am besten erhaltenen Tempels F mit seiner 10 x 18 Meter großen Cella ist nach Norden gerichtet und war über eine Treppe zugänglich. Zwischen seinen im südlichen Drittel nach

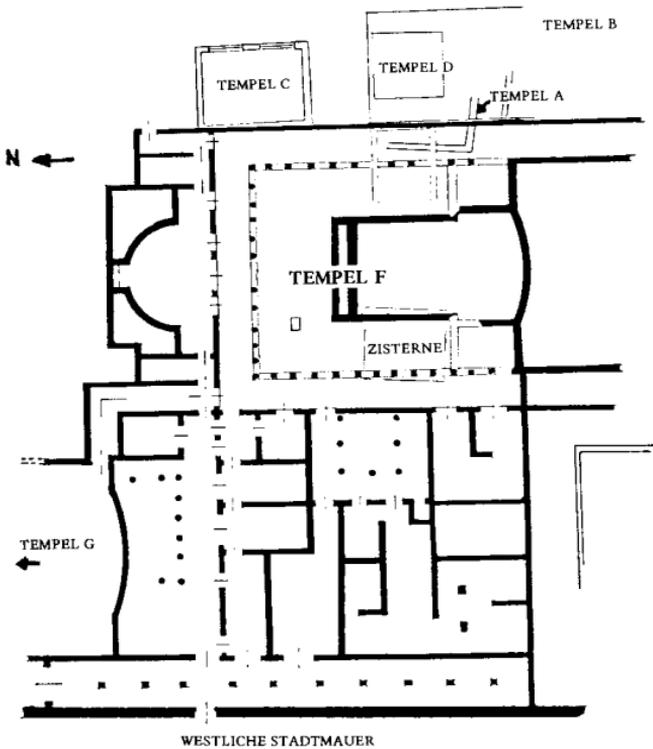
außen versetzten Längswänden bildet eine flach nach außen gebogene Mauer den rückwärtigen Abschluß, der beiderseits an die Rückwände des Temenos anschließt. Hier liegen östlich und westlich des vorspringenden Teils der Cella zwei Rechteckräume, die sich auf die dort befindlichen Säulenhallen öffnen und wohl späteren Datums sind.

Der große Hof ist auf drei Seiten von 3,50 Meter breiten Portiken umgeben. Ihre kaum verjüngten Säulen von ca. 35 Zentimetern Durchmesser, die 2,10 Meter breite Joche bilden, bestehen aus Sandstein, der einen bemalten Stucküberzug trägt. Sie stehen auf gemauerten Piedestalen von 50 Zentimeter Seitenlänge und 70 Zentimeter Höhe in situ, doch sind ihre Schäfte bis auf drei in ganzer Länge erhaltene in verschiedenen Höhen abgeschlagen. Über die Verwendung der außerdem gefundenen dünnen Säulen von nur 20 Zentimetern Durchmesser kann noch nichts gesagt werden. In der nach Norden verlängerten Flucht der westlichen Cellamauer befindet sich ein kleines Bassin im Hof.

Jenseits der Nordhalle liegt gegenüber dem Tempel in dessen Achse eine außen rechteckige, 11,50 Meter breite Exedra mit einer rechteckigen Mittelnische, deren innen halbrunde, 1,50 Meter hoch erhaltene Rückwand aus kleinen Quadersteinen in Ziegelgröße aufgemauert ist. Sie ist von der Nordhalle aus durch eine Mittelöffnung zwischen zwei Stützen und zwei Öffnungen geringerer Breite zwischen Anten zugänglich. Der Fußboden ist mit Marmorintarsien (op.sectile) bedeckt, während in der Nische eine rot und ockerfarbene verputzte Bank steht. Leider wissen wir über die Funktion dieser Exedra nichts. Sie muß aber von Wichtigkeit gewesen sein, weil der Bau durch seine Lage in der Hauptachse gegenüber der Cella mit dem Sitz der Gottheit architektonisch direkt auf das Heiligtum bezogen ist.

Beiderseits der Exedra befindet sich ein rechteckiger, jeweils von einem Korridor flankierter Raum. Der östliche Korridor ist vom Nordende der Osthalle aus zugänglich und hat einen Ausgang nach Osten, wo sich die Reste der weiter unten erwähnten Tempel A–D befinden. Der westliche Korridor steht mit dem Nordende der Westhalle in Verbindung und führt nach einer rechtwinkligen Abknickung nach Westen in das Gebiet des Tempels G.

Nach Süden verlängern sich die Säulenstellungen der Portiken in geschlossenen Mauern. Die östliche Temenosmauer sowie die von Durchgängen unterbrochene Rückwand der westlichen Säulenhalle werden gleichfalls nach Süden weitergeführt, wodurch dort zwei Korridore entstehen. Der zwischen ihnen liegende große Platz gehört zu einer noch unerforschten Anlage, deren Südabschluß durch den Absturz der südlichen Stadtmauer zerstört wurde.



Plan 4, Tempelbezirk auf der Akropolis von Lixus. Nach M. Ponsich.

Vor der Anlage des Tempels F und seines Temenos bestand an dessen Westseite eine Zisterne, die bei seiner Erbauung zugeschüttet wurde. Ihre Ausleerung ergab reiches Material, welches die Gewißheit brachte, daß auf der Akropolis seit Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. ein heiliger Bezirk bestand, in dem wir vielleicht das berühmte Heiligtum des Melqart<sup>22</sup> zu sehen haben, das, wie das gaditanische, auf der höchsten Erhebung der Stadt erbaut war, um von weit her, vor allem wohl von der See aus, gesehen zu werden. Die letzte Form des Tempels F geht auf die zweite Hälfte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts, also die Zeit Jubas II., zurück, was Funde etruskisch-campanischer Keramik des Typus B beweisen.

Von der Rückwand der Westhalle aus ist eine dem Tempel F fast gleichgroße Anlage mit zwei durch Säulenstellungen gekennzeichneten Innenhöfen und einer Reihe rechteckiger Räume erreichbar, die zum großen Teil untereinander in Verbindung stehen. Diese Gebäudegruppe ist von der westlichen Stadtmauer durch eine zweischiffige Portikus getrennt. Es handelt sich wohl um den Wohntrakt für Priester, Tempeldiener und das übrige Personal des Heiligtums, in dem sich vielleicht auch einige Unterkünfte für Pilger befunden haben.

### *Tempel G*

Der 30 x 26 Meter große Tempel G schließt westlich an die Stadtmauerportikus an, liegt nördlich vom Priesterquartier und ist durch Gänge und Portiken mit Tempel F verbunden. Auch er besitzt eine ganz flachgekrümmte rückwärtige Mauer und eine gegenüberliegende halbkreisförmige Exedra. In diesem Tempel wurden während der Ausgrabungen rituell gebrauchte Becken, wie sie aus punischen Heiligtümern bekannt sind, sowie zahlreiche mit bemaltem Stuck verkleidete Säulentrommeln gefunden. Nach verschiedenen Bodenschichten hatte der Tempel drei Phasen, in deren letzter er romanisiert und wohl einer griechisch-römischen Gottheit geweiht wurde. Genaueres kann darüber z. Z. noch nicht gesagt werden.

### *Tempel C*

Der 1958 ausgegrabene Tempel C schließt an die östliche Temenosmauer von Tempel F an und öffnet sich nach Osten mit zwei breiten Türen, die über Treppen zu erreichen waren. Auf der Südseite ist eine Mauer hellenistischen Charakters aus sehr sorgfältig bearbeiteten Quadern erhalten.

### *Tempel D*

Südlich daran anschließend erhebt sich auf einer großen Plattform aus Kalksteinblöcken der aus Sandstein erbaute Tempel D, der verschiedene Umbauten erlebte. Ursprünglich war hier wohl ein im Norden von kleineren Gebäuden flankierter Hof, den im Westen eine Serie von Steinkästen begrenzte. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde der Fußboden erhöht und erhielt Marmorintarsien, die stilistisch der augusteischen Zeit zuzuordnen sind. Noch später wurde dieses op.sectile von einem Marmorfußboden überdeckt. Das Gebäude ist bis in severische Zeit benutzt und erst im 4. Jahrhundert mit Häusern überbaut worden.

### *Tempel B*

Der noch weiter südlich befindliche Tempel B besteht aus kleinem Quadermauerwerk. Keramikfunde verweisen auf das 3. Jahrhundert v. Chr. als Entstehungszeit. Der Tempel wurde im zweiten Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr., wahrscheinlich im Zuge der römischen Eroberung, zerstört.

### *Tempel A*

Im Osten der Temenosmauer von Tempel F und teilweise in das Areal der Tempel D und B hineingreifend, wurden unter den Funda-

menten des Tempels D Reste des ältesten Tempels A in großem Quaderwerk ausgegraben, dessen Blöcke mit innen klaffenden Fugen nur an den Vorderseiten behauen waren. Aufgrund der hier gefundenen Keramikscheiben roter glasierter und attischer Ware ohne Dekor sowie punischer Amphoren und Lampen kann dieser Tempel in das 5. bis 4. Jahrhundert v. Chr. datiert werden und gehört damit der punischen Zeit an.

### *Gebäude E*

Im Norden der genannten Tempelreste liegt ein abweichend orientiertes, guterhaltenes, aus großen Sandsteinblöcken erbautes Gebäude mit einer gegen Süden geöffneten, 4 Meter breiten halbrunden Apsis, die im Westen von zwei nebeneinanderliegenden kleineren Apsiden flankiert ist. Der Zweck des Gebäudes ist nicht bekannt. Gefunden wurden außer Säulentrümmern noch Keramikscherben des etruskisch-campanischen Typus B sowie Lampen aus augusteischer Zeit.



Lixus, Tempelkomplex auf der Akropolis.

### *Die Thermen (Plan 3, 7)*

Im äußersten Norden der Akropolis befinden sich, an die spätantike Stadtmauer anschließend, die Thermen aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., die bis zum Ende der Römerzeit, vielleicht sogar bis zum 6. Jahrhundert, in Betrieb waren. Ihre einfache Ausstattung beweist, wie stark der allgemeine Lebensstandard gegenüber den Zeiten großer Prosperität vor der Mitte des 3. Jahrhunderts gesunken war. Erhalten ist nur das Frigidarium mit zwei Piscinen verschiedener Größe, zu denen man über mehrere, noch guterhaltene, Stufen hinunterstieg.

### *Die sogenannte Kirche oder Moschee (Plan 3, 5)*

Auf dem Ostabhang des Tšemmiš liegt schräg zu den Bauten des Tempelbezirks und etwas tiefer als diese, in der Nähe der Tempel C und D, das von Montalban entdeckte und von Tarradell als Kirche bezeichnete Gebäude. Es handelt sich um einen aus kleinen Steinen ähnlich schlecht wie die Thermen errichteten, ca. 30 x 10 Meter großen einschiffigen Bau in schlechtem Erhaltungszustand mit einer sehr tiefen Polygonalnische, die nach außen als Rechteck heraustritt. Als M. Ponsich 1958/59 diese sogenannte Kirchenruine nochmals untersuchte, ergab sich ein ganz anderer Grundriß als der bis dahin bekannte, ohne Prothesis und Diakonikum, die Thouvenot zu erkennen gemeint hatte. Hingegen trat nun erst die seltsame Form der Apsis zutage, für deren ungewöhnliche Tiefe man vorher Beispiele in Sufetula (Sbeitla) und Thelepte als Parallele herangezogen hatte. Tatsächlich handelt es sich aber um eine Polygonalnische von 1,40 Metern maximaler Breite, die sich am Eingang auf 1,10 Meter verengt. Diese Form kann mit den tiefen Apsiden der vorgenannten Kirchen in Sufetula und Thelepte nicht verglichen werden. Es handelt sich vielmehr um das mih'râb (Gebetsnische, die die Richtung nach Mekka anzeigt) einer Moschee. Die ungewöhnlich starken Mauern desselben lassen vermuten, daß sie als Unterbau für ein Minarett dienten, zudem unmittelbar nördlich anschließend der Anfang einer Treppe erhalten ist.

Der Betsaal mit seinem mit Mörtel bekleideten Fußboden war durch einen auf zwei kreuzförmigen Ziegelpfeilern ruhenden Mittelbogen und zwei kleinere Seitenbögen in ungleiche Hälften geteilt, welche Disposition vielleicht für eine Grabmoschee spricht. Die nach Westen gerichtete Fassade besaß ursprünglich drei Türen, von denen die beiden seitlichen später zugemauert wurden.

Westlich des Betsaals liegt der große ziegelgepflasterte Hof mit Zisterne, die das Wasser für die rituellen Waschungen lieferte. Die

Deutung der Ruine als Moschee durch Euzennat kann nunmehr als erwiesen gelten, da alle Charakteristiken einer solchen vorhanden sind. Der von Tarradell als Baptisterium bezeichnete Bau gehört zu einer ganz anders orientierten Ruinengruppe, die nichts mit der Moschee zu tun hat.

Es ist nicht verwunderlich, an diesem Ort eine Moschee zu finden, da ein Teil der antiken Ruinen von Lixus in islamischer Zeit überbaut wurde. Die Archäologen haben sich für diese arabische Periode bisher wenig interessiert, und Tarradell sprach auch nur von dürftigen Bauten. Um 1950 wurden aber im Westen der Moschee die Reste eines großen, schönen arabischen Wohnhauses ausgegraben, was durchaus für die Prosperität der von El Bekri erwähnten Stadt spricht. Die auf der Akropolis von Lixus gefundene Keramik aus islamischer Zeit bestätigt eine Besiedelung bis mindestens zum Ende des 13. Jahrhunderts. Dennoch ist es schwierig, die Moschee zu datieren.

Obwohl durch diese neuen Erkenntnisse kein eigentlicher Grund mehr vorliegt, sich mit dem Christentum in Mauretanien zu beschäftigen, kann ein allgemeiner kurzer Überblick doch von Interesse sein.

### *Über die Verbreitung des Christentums in Afrika*

Den genauen Zeitpunkt, zu dem das Christentum in die Mauretania Tingitana kam, kennen wir nicht.

Die ersten Christen im Orient waren naturgemäß Juden und wählten als Stützpunkte für ihre Missionsarbeit die jüdischen Gemeinden in der Diaspora. Dies gilt auch für die afrikanischen Provinzen. Die Existenz solcher jüdischen Kolonien, die auch nach der Eroberung Jerusalems durch die Römer intensive Beziehungen zu Palästina unterhielten, ist in der Mauretania Tingitana seit der frühen Kaiserzeit gesichert und damit eine Vorbedingung für die Ausbreitung der neuen Religion auch in dieser am weitesten westlich gelegenen afrikanischen Provinz gegeben.

Unter Berücksichtigung dessen kann eine sehr frühe Einführung des Christentums von Ägypten und der Kyrenaika ausgehend, und weiter nach Westen vorstoßend in der Proconsularis, Numidien und den beiden Mauretanien angenommen werden, ohne daß es aber möglich wäre, für diese Bewegungen einen genauen Zeitpunkt anzugeben. Von Tingis (Tanger) aus, das als Hafenstadt eine kosmopolitische Einwohnerschaft besaß, wird die weitere Verbreitung zunächst entlang der Atlantikküste über Lixus nach Sala (Chella-Rabat) und von dort landeinwärts nach Volubilis angenommen.

Das früheste Zeugnis für die Existenz von Christen in Afrika ist das Martyrium des Namphamo im Jahre 180 in der numidischen Stadt Madaura, der auf Grund seines Namens punischer Herkunft gewesen sein muß, und den Augustinus<sup>23</sup> als „archimartyr“ bezeichnet. Dann hören wir von dem Martyrium des Miggin, Sanam und anderer aus Scilium (wohl in der Proconsularis) stammender Christen in demselben Jahr. Tertullian (160–225) spricht von einem Praeses Mauretaniae, der die Christen grausam verfolgte<sup>24</sup>. Außerdem sagt er, daß das Christentum auch zu den Gaetulern und den im Süden lebende Mauren gekommen sei<sup>25</sup>. Später werden mauretanische Bischöfe als Teilnehmer an der 256 in Karthago stattgefundenen Synode erwähnt, wo der Streit über die Ketzertaufe<sup>26</sup> ausgetragen wurde. Cyprian ermahnte u. a. auch seine nicht nach Karthago gekommenen Amtsbrüder aus Mauretanien, die Ergebnisse der Synode in ihren Diözesen zu verbreiten, und stand in regem Briefwechsel mit ihnen.

Trotzdem wissen wir nicht, seit wann es Christengemeinden in der Mauretania Tingitana gab, weil erstens noch nicht geklärt ist, ob die politischen Grenzen mit denen der Kirchenprovinzen zusammenfielen, und zweitens viele christliche Inschriften nicht datiert sind. Zahlreiche Märtyrerinschriften wurden zudem erst später gesetzt und bekunden nur die am Orte bestehende Verehrung und nicht das dort erfolgte Martyrium. Eine Inschrift in griechischer Sprache aus Volubilis beweist das Vorhandensein einer jüdischen Gemeinde und einer Synagoge in dieser Stadt; aber leider ist auch sie nicht näher datiert und kann nur allgemein in das 3. Jahrhundert verwiesen werden.

Die Märtyrerakten des Marcellus und des Cassianus, die eine Einheit bilden, weil das Martyrium des Cassianus sich aus dem des Marcellus ergab, sind die erste sichere Erwähnung von Christen in der Tingitana. Cassianus hatte als Schreiber des kaiserlichen Vicars der Diöcesis Africa, Aurelius Agricolanus, an dem Verhör des Ex-Centurionen Marcellus unter Vorsitz des Procurators<sup>27</sup> Astasius Fortunatus, zu dessen Truppe Marcellus gehört hatte, teilgenommen. Als dieser dem Vicar überstellt und das Todesurteil verkündet wurde, erklärte Cassianus dasselbe für unrichtig und warf ostentativ sein Schreibgerät zu Boden, während er sich in demselben Moment selbst zum Christentum bekehrte. Daraufhin erlitt auch er, nur einen Monat später als Marcellus, den Märtyrertod. Diese Ereignisse fanden im Jahre 298 statt und geben uns einen gewissen Anhaltspunkt, auch wenn die beiden Märtyrerakten nach Delahaye nur geringen historischen Wert haben.

### *Das punisch-mauretanische Wohnviertel (Plan 3, 6)*

An der Südwestecke der Akropolis befindet sich eine interessante Häusergruppe, deren Datierung dank der Untersuchung ihrer nach der Ausgrabung noch 3 – 4 Meter hoch anstehenden Mauern in das späte 3. oder frühe 2. Jahrhundert v. Chr. möglich war. Die Häuser haben rechteckige, durch Korridore in Verbindung stehende Räume, deren Mauern aus kleineren Steinen im Lehmverband gefügt und auf dem Verputz mit architektonischen und pflanzlichen Ornamenten bemalt sind. Die ebenfalls vorhandenen figürlichen Szenen sind weitgehend zerstört. Einige Fußböden sind mit Mosaiken bedeckt. Diese Dekorationselemente gehören stilistisch in die Epoche um die Zeitenwende und stellen daher eine zweite Phase in der Ausgestaltung der Häuser dar.

Von Tarradell durchgeführte Sondierungen beweisen durch Funde an Vasenscherben, daß dieses punisch-mauretanische Viertel seit dem 4. Jahrhundert bewohnt gewesen sein muß. Architektonische Reste aus dieser frühen Zeit konnten aber bisher nicht nachgewiesen werden. Trotz der im Zuge der römischen Eroberung unter Caligula erlittenen Zerstörungen durch Feuer ist die Häusergruppe doch noch soweit erhalten, daß man sie als die eindrucksvollste Ruinenstadt der Mauretania Tingitana aus punisch-mauretanischer Zeit bezeichnen kann. Der Südteil ist zusammen mit der Stadtmauer abgestürzt.

### *Die Westnekropole*

Lixus besitzt zwei Nekropolen, von denen die eine an dem steilen Westhang des Tšemmiš liegt, während sich die andere auf seinem langsamer abfallenden Osthang ausbreitet.

Die meisten der zahlreichen Gräber der Westnekropole stammen aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. und liegen direkt unter der Oberfläche. Es handelt sich um rechteckige, rings mit Steinen ausgekleidete, überdeckte Gruben, in denen sich außer den Skeletten nur gelegentlich Grabbeigaben einfachster Art befanden.

Weit interessanter ist die in halber Höhe des Hügels gefundene Gruppe von Gräbern aus vorrömischer Zeit, die typologisch den Loculigräbern in Cadiz entsprechen. Auf dem steilen Abhang befinden sich natürlich gestaffelte kleine Terrassen von etwas mehr als 7 Metern Länge. Dort wurde ein Block aus vier nebeneinanderliegenden freistehenden Kistengräbern mit gemeinsamen Zwischenwänden gefunden, die aus Steinblöcken gebaut waren. Dünnere Platten bilden die Rückwand gegen den Hang und dicke die Zwischenwände; Front- und Deckplatten sind verloren. Jedes Grab war ursprünglich etwa 1 Meter breit und 2,50 Meter tief.

Alle vier Loculigräber wurden für die Brandbestattung mehrerer Personen verwendet. Grab 4, in dem auch menschliche Knochen gefunden wurden, die gleichwohl Spuren von Feuer zeigen, enthält zusätzlich eine spätere Körperbestattung. Der Asche der Verstorbenen waren Gefäße aus Ton (hauptsächlich unguentaria, Salbgefäße), Glas und Gegenstände aus Kupfer beigegeben. In den einzelnen Gräbern konnten die Bestattungen nicht mehr genau unterschieden werden, weil sie sehr nahe beieinanderliegen und außerdem zusammengedrückt waren von dem Gewicht der Erde, die nach dem Fehlen der Deckplatten durch Abspülen von oben her eingedrungen war.

In diesen so aufwendig gebauten Gräbern wären auch Wertgegenstände als Beigaben zu erwarten gewesen, wie man sie in Cadiz gefunden hat. Aus ihrem Fehlen dürfen wir wohl auf Grabraub schon in antiker Zeit schließen. Der Verbrennungsritus weist in die Spätzeit der punisch beeinflussten Welt, was durch das gefundene einfache, um die Zeitenwende zu datierende Keramikmaterial bestätigt wird. Die Glasgegenstände sind etwas später, etwa in der frühen Kaiserzeit, anzusetzen.

Weiter nördlich befindet sich ein Hypogäum in Form eines Korridorgrabes aus der punisch-mauretanischen Epoche, das ungefähr zeitgleich mit den vier oben besprochenen Gräbern sein dürfte. Es besteht aus großen unbehauenen Steinblöcken, die einen 5,50 Meter tiefen, 1 Meter breiten und 1,40 Meter hohen unterirdischen Raum bilden. Einige der Blöcke haben die beachtenswerte Länge von mehr als drei Metern. Über diesem in der Erde eingetieften Raum liegen dicke Deckplatten in Bodenhöhe. Da auch hier bereits antike Grabräuber am Werke gewesen waren, konnte überhaupt kein Material geborgen werden.

### *Die Ostnekropole*

In der Nähe des Karrenweges am Osthang des Tšemmiš befinden sich unterhalb einer Felskuppe einige aus dem Gestein geschnittene korridorartige Gräber, in denen beiderseits des Ganges zwei Reihen mit je 4 Loculi übereinanderlagen, die der Körperbestattung dienten. Auch sie enthielten außer den Leichnamen nur ganz wenige Beigaben, da sie bereits in der Antike geplündert worden waren. Unter den wenigen Funden befinden sich einige Münzen aus konstantinischer Zeit, die eine Datierung ins 4. Jahrhundert ermöglichen, doch fehlen sichere Anzeichen dafür, daß es sich etwa um christliche Gräber handeln könnte. Über den Abhang verstreut gibt es noch weitere Gräber dieser Art.

Im Laufe der Ausgrabungen wurde noch ein ähnliches Hypogäum wie das in der Westnekropole entdeckt; es stammt gleichfalls aus punisch-mauretanischer Zeit, doch ist die Kammer hier mit 2,80 x 1,20 Meter bedeutend kleiner.

### *Literaturhinweise:*

- Ataallah, M.: La céramique musulmane à paroi fine incisée ou peinte de Lixus in: Bulletin d'Archéologie Marocaine VII 1967, S. 627 ff. Rabat.
- Barth, H.: Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers – Berlin 1849, S. 19 ff.
- Corcoran, Th. H.: Roman fish sauces in: The Classical Journal 58, 1962, S. 204 ff.
- Etienne, R.: A propos du „garum sociorum” in: Latomus 29, 1970, S. 297 ff.
- Euzennat, M.: Chroniques in: Bulletin d'Archéologie Marocaine 4, 1960, S. 537 ff.
- Euzennat, M.: Les édifices du culte chrétiens en Maurétanie tingitane in: Antiquités Africaines 8, 1974, S. 175 ff., Paris.
- García, A., y Bellido: Phönizische und griechische Kolonisation im westlichen Mittelmeer, in: Historia Mundi 3. Band, S. 328 ff.
- Giordano, O.: La Mauretania Tingitana e il Cristianesimo primitivo in: Nuovo Didaskaleion 14–16, 1965, S. 25 ff.
- Grimal, P., et Monod, Th.: Sur la véritable nature du „Garum” in: Revue des Études Anciennes 54, 1952, S. 27 ff.
- v. Harnack, A.: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten – Leipzig 1924 – II S. 887 ff.
- Jardin, C.: Garum et sauces de poisson de l'antiquité in: Rivista di Studi Liguri 27, 1961, S. 70 ff.
- Knopf, R., Krüger, G.: Ausgewählte Märtyrerakten, Tübingen 1929, Marcellus, 20 S. 87, Cassianus 21 S. 89.
- Ponsich, M.: Lixus 1963 in: Bulletin Archéologique du Comité des Travaux historiques et scientifiques, 1963/64, S. 183 ff.
- Ponsich, M.: Le message des villes mortes in: Archeologia 4, 1965 Paris, S. 23 ff.
- Ponsich, M.: Une mosaïque du dieu Océan à Lixus in: Bulletin d'Archéologie marocaine VI, 1966, S. 323 ff.
- Ponsich, M.: Un théâtre grec au Maroc? in: Bulletin d'Archéologie marocaine VI, 1966, S. 317 ff.
- Ponsich, M., et Tarradell, M.: Garum et industries antiques de salaison dans la Méditerranée occidentale, Paris 1965.
- Tarradell, M.: Hipogeos de tipo punico en Lixus (Marruecos) in: Ampurias, Revista de Arqueología, Prehistoria y Etnología 12, 1950, S. 250 ff.
- Tarradell, M.: Las excavaciones de Lixus (Marruecos) in: Ampurias 13, 1951, S. 186 ff.
- Tarradell, M.: Lixus – Historia de la ciudad – Guía de las ruinas y de la seccion de Lixus del museo arqueologico de Tetuán – Tetuán 1959.
- Thouvenot, R.: Les origines chrétiennes en Maurétanie Tingitane in: Revue des Études Anciennes 71, 1969, S. 354 ff.

## CHRISTENTUM UND ISLAM – ZWEI BRUDERRELIGIONEN

*Unter diesem Thema standen die Ausführungen an einem Ostermontag auf dem griechischen Schiff „Apollon“ während einer Karawane-Kreuzfahrt durch das Marmarameer, das eine führende Position unter jenen Gewässern einnimmt, in denen sich Christen und Muslime jahrhundertlang überwiegend als feindliche Brüder, d. h. militärisch, begegneten.*

*Da der Vortrag frei gehalten wurde, können in der folgenden Nachschrift geringfügige Abweichungen vom ursprünglichen Wortlaut auftreten. Außerdem hielt ich es für richtig, einzelne Aspekte des recht komplexen Themas, die erst in den anschließenden Diskussionen zur Sprache kamen, noch zu berücksichtigen, und zwar in Form von kurzen Ergänzungen.*

Christliches Abendland und muslimisches Morgenland – wenn ich mich einmal so pauschal ausdrücken darf – sind sich in der letzten Zeit auf verschiedene Art recht nahegekommen. Seien es die Gastarbeiter aus den islamischen Staaten, die wir in Westeuropa antreffen, sei es der Tourismus, der immer mehr unserer Landsleute zu den Völkern des Orients führt, oder der israelisch-arabische Konflikt sowie die *Ölkrise* usw. – der Islam ist im Gefolge dieser Ereignisse und Tendenzen bei uns ins Gespräch gekommen. Und hier und da geschieht dies sogar mit recht drängender Intensität, etwa, wenn ein deutsches Mädchen an eine Heirat mit einem muslimischen Manne denkt und sich fragen muß, was sie als Christin in der Familie ihres künftigen Mannes zu erwarten hat.

Gründe genug für uns, der Frage nach den Unterschieden und Gemeinsamkeiten dieser beiden großen Religionen nachzugehen, zumal das Thema dieser Reise, *Tempel, Kirchen und Moscheen*, noch einen recht aktuellen Bezug anbietet.

Allerdings stößt man bei einem solchen Versuch auf Probleme. Einerseits nämlich ist es unmöglich, das Thema in einer knappen Stunde erschöpfend zu behandeln. – Man gestatte mir also die Beschränkung auf einige wichtige Aspekte. – Andererseits erscheint jeder Maßstab, mit dem Religionen gemessen bzw. miteinander verglichen werden könnten, von vornherein anfechtbar. Zwar können Religionen *wie Rechtssysteme, geschichtliche Darstellungen, technische Methoden oder medizinische Erkenntnisse nebeneinandergestellt, ... als Bestandteile einer jeweiligen Kultur verstanden werden, wenn man sich auf ihre sichtbaren Erscheinungsformen beschränkt, nämlich auf Kultus, Theologie, äußere Organisation, Frömmigkeitsformen und religiöse Sitten*<sup>1</sup> \*; da jedoch Religion ihrem Wesen nach mehr ist, als

diese – sagen wir – Attribute über sie aussagen, nämlich *eine Weise menschlichen Existierens aus der Relation zu einem (letzten) Sinn-Grund, der als das schlechthin Sinnpendende<sup>2</sup>* erfahren wird und den Menschen existentiell in Anspruch nimmt, dürfte ein objektiver Maßstab für den Vergleich zweier Religionen kaum zu finden sein. Selbst der sich religiös nicht gebunden Fühlende wird doch immer seine eigene – sicherlich wieder subjektiv gefärbte – Weltanschauung in einen solchen Vergleich mit einführen. Man möge mir also das Recht zugestehen, als katholischer Theologe bei den wesentlichen Punkten die eigene *existentielle Erfahrung* in den Vergleich mit einbringen zu dürfen. Auf diese Weise ist vielleicht am ehesten ein unverbindliches Hantieren mit religionswissenschaftlichen Begriffen, was weder Ihren Erwartungen entspräche noch der Sache, um die es geht, dienlich wäre, zu vermeiden.

Verzichtet sei – um die Sache nicht noch weiter zu komplizieren – auch auf eine Unterscheidung der verschiedenen christlichen bzw. islamischen (denn die gibt es ja auch) Konfessionen. Zum Vergleich stehe also das Christliche, das Islamische schlechthin, soweit dies möglich ist.

## I.

Welt- oder Hochreligionen, wie sie der Islam und das Christentum darstellen, sind im allgemeinen *Stifter-Religionen*. So wissen wir, daß Moses die israelitische Religion *gestiftet* hat, in der Bezeichnung Buddhismus wird sein Stifter direkt genannt, der Name leitet sich ja von ihm her, und ebenso ist es beim Konfuzianismus. Das Christentum wurde durch Jesus von Nazareth, den Christus (= Gesalbter, hebr. Messias), der Islam durch Mohammed, den *Propheten*, gestiftet. Und damit sind diese beiden Religionen auch *Offenbarungsreligionen*; d. h. sie erheben den Anspruch, durch den Mund ihrer Gründer göttliche Erklärungen, Weisungen, Forderungen, kurz: Offenbarungen erhalten zu haben und in Form von heiligen Schriften zu verwalten. Aus der alle Menschen verpflichtenden Verbindlichkeit dieser Offenbarungen ergibt sich bei beiden Religionen ein Absolutheitsanspruch, der – wir alle wissen das – zu den heftigsten Auseinandersetzungen führte. Beide Religionen sind außerdem eschatologisch ausgerichtet, erwarten also ein messianisch geprägtes Weltende und Endgericht. Erwähnt man noch, daß sowohl das Christentum als der Islam orientalische Religionen darstellen und auf gemeinsame israelitisch-mosaische Quellen zurückgehen, so kann man in der Tat von *Bruderreligionen* sprechen, und zwar in vielfacher Hinsicht.

\* Anmerkungen s. S. 137.

Doch läßt sich nicht übersehen, daß der Islam neben der mosaischen noch verschiedensten anderen Traditionen, speziell solchen der Wüste, verhaftet ist, die das Christentum – zumindest offiziell – als Aberglauben abgestoßen hat. Wenn auch die kultischen Waschungen, der Verzicht auf Schweinefleisch usw. noch als hygienische Maßnahmen interpretiert werden können, die sich außerdem ja auch im Judentum in mannigfaltiger Variation finden, so muß man die Verehrung gewisser Naturobjekte, wie etwa des schwarzen Steins der Kaaba in Mekka, doch als Relikt primitiv-arabischer Wüstenkulte ansehen, die einer Hochreligion wenig angemessen erscheinen.

Freilich kann der reisende Christ aus westlichen Ländern derartige fetischistische Praktiken auch bei seinen eigenen Glaubensgenossen im Mittelmeerraum häufig genug antreffen, und wundertätige Quellen (man denke an Lourdes) sowie der Reliquienkult sind ihm ja auch von Hause aus nicht fremd, doch bewahrt die offizielle Kirche demgegenüber doch meist eine entschiedene Distanz, zumindest aber Vorsicht.

Jedoch ist ganz allgemein festzustellen, daß der Islam ein recht komplexes Gewächs darstellt, das nicht nur im primitiven Nomadenkult sowie der mosaischen Religion wurzelt, sondern außerdem viel christliche und auch politisch gefärbte Substanzen enthält, welche letztere sicherlich auf den Zusammenfall der Mohammed-Visionen mit einer allgemeinen arabischen Völkerwanderungsperiode zurückzuführen sein dürften. Und schließlich war der Prophet selbst ja kein Theologe, sondern ein Kaufmann, der zwar viel in der Welt herumgekommen war, jedoch weder lesen noch schreiben konnte und seine religiösen *Offenbarungen* auf merkwürdige Weise mit Traditionselementen vermischte bzw. dem im jüdischen und christlichen Glauben Vorgegebenen aufpfropfte. Erst nach seinem Tode wurde aus all dem ein theologisches Gebäude, wobei es zu erheblichen Widersprüchen kam. Natürlich sind ähnliche Vorgänge auch im Christentum feststellbar, dessen hl. Schriften ja auch erst eine Generation nach dem Tode seines Stifters entstanden. Aber dieser selbst war immerhin ein hochintelligenter, gebildeter und außerordentlich schriftkundiger Rabbiner mit einem festen theologischen Programm, das sich in den Schriften des Neuen Testaments widerspiegelt.

## II.

Was Jesus von Nazareth vor allem von Mohammed unterscheidet, scheint mir jedoch nicht der hohe Rang seiner Bildung zu sein, sondern die unbedingte politische Abstinenz. *Gebt dem Kaiser, was*

*des Kaisers ist!* So nebenbei wird das gesagt, ganz am Rande der ihm viel wichtiger erscheinenden Forderung: *Und Gott, was Gottes ist!*

Eine lästige Frage ist das für ihn, die ihm da anhand der Steuermünze gestellt wird. Was kümmert ihn die Politik? *Mein Reich ist nicht von dieser Welt.* Und auf alle Versuche seiner Freunde, ihn vor den Wagen der jüdischen Reichserneuerungsideen zu spannen, ihn auf eine irdische Herrscherrolle festzulegen, reagiert der Mann aus Nazareth abwehrend, lehnt die Waffe als Mittel der Auseinandersetzung konsequent ab, schickt seine Anhänger *wie Schafe unter die Wölfe* und preist die Sanftmütigen, die Verfolgten selig. Nicht so Mohammed: *Die Ungläubigen hätten es gern, daß ihr eure Waffen und Sachen außer acht ließt . . . Seid jedoch auf der Hut und erlahmet nicht in der Verfolgung des Volkes (der Ungläubigen)*<sup>3</sup>. Freilich hat auch der Christ im Laufe der Geschichte häufig zum Schwert gegriffen, um seinen Glauben zu verteidigen bzw. zu verbreiten, doch ohne Legitimation seitens seiner heiligen Schriften. Und grundsätzlich wurde im Christentum die *civitas terrena*, die Welt, in der wir leben, immer als *civitas diaboli* gesehen, als ein Reich, dessen Fürst der Teufel ist. Das Anliegen des Islam ist jedoch, das Reich Gottes *auf Erden überzeugend zu machen. Er will die Theokratie als eine irdische Realität, d. h. als eine politische Größe, als die Herrschaft der Gottesgemeinde über die Völker verwirklichen. . . Für den Muslim ist das Bekenntnis Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Jo. 18, 36) letztlich nicht zu begreifen, denn für ihn ist das Reich Gottes ein Reich von dieser Welt und der Islamstaat eben dieses Reich Gottes in der Welt*<sup>4</sup>. Es soll hier allerdings nicht verhehlt werden, daß aus dem Koran auch eine ganze Reihe von Stellen zitiert werden kann, die den Akzent auf das Jenseits legen, etwa: *Und dieses irdische Leben ist nichts als ein Zeitvertreib und ein Spiel, und siehe, die jenseitige Wohnung ist wahrlich das Leben. Wenn sie es doch wüßten!*<sup>5</sup>

Aber dieses Wissen und Nichtwissen bezeichnet wohl am besten die merkwürdige Ambivalenz, die der Reich-Gottes-Vorstellung im Islam, aber auch im Christentum, anhaftet. Erstaunlich jedoch mutet die Toleranz an, die Mohammed bei aller kämpferischen Attitüde dabei Andersgläubigen, speziell den Juden und Christen gegenüber gewahrt wissen will: *Siehe die Gläubigen und die Juden und die Nazarener – wer da glaubt an Allah und an den Jüngsten Tag und das Rechte tut –, keine Furcht soll über ihn kommen, und nicht sollen sie traurig sein*<sup>6</sup>. Aber diese Schonung und Duldung beziehen sich nur auf den Kult sowie die religiösen Gebräuche Andersgläubiger, die islamische Oberhoheit im politischen Bereich darf dabei nicht in Frage gestellt werden. Und außerdem liegt dieser Haltung – zumindest in den ersten Jahrhunderten der islamischen Geschichte – ein

praktisch-politisches Motiv zugrunde, waren doch die Muslime als Diener Allahs von der Steuerpflicht befreit.

Wenn ein Staat aber existieren will, benötigt er eben Geld, und dieses wurde von den *Ungläubigen* eingetrieben. Je mehr sich also zum Islam bekehrten, desto geringer fiel das Steueraufkommen aus. Die Folge ist leicht zu erraten: Islamische Staaten waren an Massenübertritten nicht sehr interessiert, eben um sich die Steuerzahler zu erhalten. Immerhin galt diese Praxis nur in den ersten Jahrhunderten. Die Christen – man muß dies eingestehen – waren im Laufe ihrer Geschichte weniger großzügig hinsichtlich der „Heiden“. Man denke nur an die furchtbaren Verfolgungen der Juden und Muslime in Spanien, um nur ein Beispiel zu nennen. Ausgeschlossen ist jedoch nicht, daß auch hier finanzielle Motive mit im Spiel waren, da ja häufig das Vermögen der Verfolgten beschlagnahmt wurde.

Ob der Islam aufgrund seiner mehr diesseits orientierten Gottesreichsidee das Bild unserer Erde stärker geprägt bzw. verändert hat und damit dem Auftrag des Schöpfers: *Machet Euch die Erde untertan!* besser entsprochen hat, ist eine Frage, deren Beantwortung unter den Fachleuten kontrovers erscheint. Daß wir der Religion Mohammeds auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kultur unendlich viel verdanken, steht außer allem Zweifel. Man gestatte mir, dies nicht im einzelnen aufzuführen zu müssen. Die Frage ist nur, ob Lenin Recht hat, wenn er mit dem Blick auf das Christentum behauptet: *Denjenigen, der sein Leben lang gearbeitet und Not leidet, lehrt die Religion Demut und Geduld hienieden und vertröstet ihn mit der Hoffnung auf himmlischen Lohn?* Sicherlich ist dies eine stark einseitige Beobachtung; aber ebenso klar ist, daß der russische Revolutionär gewisse *christliche* Tendenzen seiner – nur seiner? – Zeit nicht ganz falsch interpretiert. Die Frage sei erlaubt, ob uns Christen der Traum von einer besseren Welt, die Gott einmal beschere wird, nicht doch gelegentlich dazu verführt hat, die Dinge dieser Erde als nebensächlich zu betrachten trotz aller großen kulturellen und sozialen Leistungen, deren wir uns rühmen dürfen. Das jesuanische Gleichnis von den Talenten, mit denen zu wuchern sei, wurde vielleicht doch hin und wieder zugunsten einer einseitigen Himmelreichssehnsucht und -orientierung außer acht gelassen. Freilich können wir angesichts der beschämenden Rückständigkeit des überwiegenden Teils der islamischen Welt auf unsere weit größeren Erfolge verweisen und behaupten, durchaus mit unseren Talenten gewuchert zu haben. Aber ist dies unbedingt die Konsequenz christlichen Verhaltens? Ich erlaube mir, diese Frage zunächst unbeantwortet zu lassen.

### III.

Die Jenseitsorientierung der christlichen Religion ist jedoch nicht Mohammeds Hauptargument gegen die Nazarener, und der Islam selbst dürfte schon gar nicht darauf zurückgreifen, zumal ja unter seinen Anhängern die fatalistische Daseinsauffassung und der vom Kismetgedanken provozierte Verzicht auf die eigene Initiative stark verbreitet sind und in seltsamem Kontrast zur Diesseitsausrichtung der häufig praktizierten Reich-Gottes-Idee stehen. Und gerade hinsichtlich dieser weltbezogenen Haltung dürfte der Christ trotz aller Jenseitserwartung und -sehnsucht seinen muslimischen Brüdern weit überlegen sein.

Mohammeds Hauptvorwurf gegen die Christen – und davon sollte ja in diesem Abschnitt die Rede sein – besteht jedoch in seiner Vorstellung vom Verrat der jüdischen und christlichen Religion an der göttlichen Offenbarung. Der Prophet lehrt, daß eine im Himmel aufbewahrte Uoffenbarung Gottes, also eine Art Originaltext oder Erstausgabe, existiere, die den drei *Völkern der Schrift*, eben den Juden, Christen und Muslimen, durch Beauftragte mitgeteilt wurde: *Siehe, wir haben die Offenbarung gegeben, wie wir Noah Offenbarung gaben und den Propheten nach ihm und Abraham und Ismael und Isaak und Jakob, und den Stämmen und Jesus und Hiob*<sup>8</sup>.

Unter diesen Offenbarungsträgern sind die drei Haupt-Gesandten oder Propheten Moses, Jesus und Mohammed. Ein ähnlicher Gedanke ist ja auch im Neuen Testament ausgesprochen, und zwar im Briefe an die Hebräer: *Auf vielfache und mannigfaltige Weise hat Gott vor Zeiten durch die Propheten zu den Vätern gesprochen. In dieser Endzeit hat er durch seinen Sohn zu uns gesprochen*<sup>9</sup>. Paulus enthält sich einer wertenden Kritik hinsichtlich der exakten Weitergabe dieser göttlichen Mitteilungen, nicht so Mohammed. Während nach seiner Ansicht die beiden erstgenannten *Schriftbesitzer*, nämlich Juden und Christen, die ihnen zuge dachte und verkündete Offenbarung verfälschten, haben allein die Muslime dieselbe durch den Mund Mohammeds in aller Reinheit in Besitz. In der 5. Sure heißt es: *Sie vertauschten die Wörter an ihren Stellen und vergaßen einen Teil von dem, was ihnen gesagt ward. Und nicht sollst du ablassen (So spricht Gabriel, der Erzengel, zu Mohammed), die Verräter unter ihnen zu entdecken. Und mit denen, welche sprechen: „Siehe, wir sind Nazarener“, schlossen wir einen Bund. Sie aber vergaßen einen Teil von dem, was ihnen gesagt ward; darum erzeugten wir Feindschaft und Haß unter ihnen bis zum Tag der Auferstehung. Mit Mohammed aber ist unser Gesandter zu euch gekommen, o Volk der Schrift, euch vieles von der Schrift kundzutun, was ihr verbargt*<sup>10</sup>.

Man muß Mohammed zugestehen, daß der Ruf nach der *reinen Lehre*, dem *wahren Evangelium*, auch in unseren modernen Ohren nicht ganz fremd klingt. Schließlich erhebt ja bereits Jesus in seinen Streitgesprächen mit den Pharisäern und Schriftgelehrten heftige Vorwürfe gegen die Verfälschung der Schriftaussagen, und in unseren Tagen ist das reformatorische Anliegen eines korrekten Schriftverständnisses gar durch die Bewegung *Kein anderes Evangelium* wieder sehr aktuell geworden und könnte seine präzise Formulierung vielleicht in Versen des Korans sehen: *Volk der Schrift, ihr fußet auf nichts, ehe ihr nicht erfüllet . . . das Evangelium und was hinabgesandt ward zu euch von eurem Herrn*<sup>11</sup>.

Ob allerdings ein analphabetischer Kaufmann aus Mekka der rechte Schriftreformer und -interpret – als solchen nämlich verstand sich der Prophet – sein kann, möchte ich bei allem Respekt vor seiner sittlichen Integrität und religiösen Beflissenheit doch in Zweifel ziehen.

Aber wir sind hier auf die Hauptquelle und -ursache all jener Unterschiede gestoßen, die Islam und Christentum zu feindlichen Brüdern trotz aller Toleranz des jüngeren von ihnen werden ließen. Daß dabei eine Reihe von Mißverständnissen mit im Spiel war und weiterhin ist, wird kaum zu bestreiten sein. Jedoch dürfte es für uns Christen wenig tröstlich sein, den Hauptanteil daran dem Islam zuschreiben zu können, zumal das frühe Christentum mit seinen vielfältigen christologischen Kontroversen einige dieser Mißverständnisse selbst provoziert hat. So ist man sich heute z. B. ziemlich im klaren darüber, daß *Mohammed seine Kenntnisse (des Christentums) einem häretischen Seitenzweig der Kirche verdanke: vielleicht dem syrischen Kirchenlehrer Ephräm (ca. 306 bis 373), vielleicht einem zuerst monophysitischen*<sup>12</sup>, *dann nestorianischen*<sup>13</sup>, *dem Arianismus*<sup>14</sup> *nabestehenden syrischen Einsiedler . . . Es bleibt eine bedeutungsvolle Tatsache, daß Mohammed der Botschaft der Bibel begegnet ist. Aber er ist offenbar durch die absonderliche Hülle nicht bis zu ihrem Kern durchgedrungen – absichtlich oder unabsichtlich?*<sup>15</sup> *Aber diese Frage nach der tatsächlichen Nähe des Islam bzw. Koran zur jüdisch-christlichen Offenbarung hat unter den Gelehrten noch keine eindeutige Antwort erfahren. Einstweilen ist unsere Stellung gegenüber den Bekennern des Islam die gleiche, wie sie Paulus gegenüber seinem Volk (den Juden) einnehmen mußte: „Ich bezeuge ihnen, daß sie Eifer für Gott haben, doch fehlt ihnen die rechte Einsicht.“ (Röm. 10, 1f.)*<sup>16</sup>

#### IV.

Wenden wir uns nun einigen Hauptkontroversen in der theologischen Auseinandersetzung zwischen Islam und Christentum zu.

In der Gotteslehre folgt Mohammed offensichtlich eng der jüdischen Auffassung, allerdings mit Abstrichen. Gemeinsam mit den Juden vertritt er einen absoluten Monotheismus. Und gerade die angebliche Verfälschung dieser Aussage macht er den Christen zum Vorwurf; denn *ungläubig sind, die da sprechen: „Siehe, Allah ist ein dritter von dreien.“ Es gibt nämlich keinen Gott denn den einzigen. . . Wollen sie denn nicht umkehren zu Allah und ihn um Verzeihung bitten?*<sup>17</sup> Nun hat das Christentum ja niemals nachgelassen in seinem Bemühen, den Glauben an einen einzigen Gott als den allein wahren und richtigen zu verteidigen. Nicht zu bestreiten ist jedoch auch die Tatsache, daß es sich damit recht schwer getan und zu mancherlei Mißverständnissen Anlaß gegeben hat, bis schließlich im sogenannten nicäno-konstantinopolitanischen Credo (4. Jahrhundert) die – man möchte fast sagen – Geheimklausel von der hypostatischen Union in griechischer Gelehrtensprache endgültig formuliert wurde. Aber der einfache Christ wußte wohl von jeher mit dieser reichlich hochgestochenen Definition des christlichen Grundgeheimnisses von der einen Gottheit und den drei Personen als *Dreifaltigkeit* wenig anzufangen. Ist es verwunderlich, wenn ein theologisch nur bescheiden versierter Wüstensohn in solchen Verkläuterungen einen versteckten Polytheismus witterte, zumal auch die Schriften des Alten und Neuen Testaments nur mit einiger Mühe für eine solche Dreifaltigkeitslehre ausgewertet werden können? Nimmt man hinzu, daß Mohammed außerdem noch ins Gestrüpp der frühchristlichen trinitarischen Kontroversen geraten sein dürfte – worauf bereits hingewiesen wurde –, so erscheint seine dementsprechende Reaktion verständlich. Trotzdem steht fest, daß das Christentum eine streng monotheistische Religion ist, daß es jedoch am Mißverständnis dieser seiner Lehre durch den Islam – wenn auch sicherlich unbeabsichtigt – nicht ganz unbeteiligt ist. Wie gesagt: der griechische Begriffskanon, *das begriffliche Instrumentarium der griechischen Philosophie, das in den frühchristlichen Debatten zur Verfügung stand und für die Formulierung der christologischen Dogmen verwendet wurde*<sup>18</sup>, führte zu einer Art *christologischer Sprachsklerose*<sup>19</sup> und hat das Verständnis des neuen Glaubens nicht gerade erleichtert. Natürlich muß man den frühen Kirchenlehrern und -vätern konzidieren, daß sie sich redlich mühten, den sich widersprechenden Lehren der zeitgenössischen Theologen ordnend beizukommen und die neutestamentlichen Aussagen mit dem geschliffensten Sprachwerkzeug ihrer Zeit, eben dem griechischen Idiom, in den Griff zu bekommen, aber damit etwas *zu tun, was unerlaubt, zu ersteigen, was übersteil, zu sagen, was unsagbar ist . . . , so daß also, was in der gläubigen Innerlichkeit des Herzens verborgen bleiben sollte, nun der Gefährdung durch das Menschenwort ausgesetzt ist*<sup>20</sup>. – Und wenn ein



Vezelay, Kapitell.

Moses schüttet Korn, das Gesetz des Alten Bundes, in eine Mühle. Durch Christus, symbolisiert im Rad mit den Kreuz-Speichen, mahlt die Mühle das Korn zu genießbarem Mehl, das als neues Gesetz von Paulus aufgefangen wird. Dieses neue Gesetz ist im alten enthalten, jedoch verborgen, wie das Mehl im Korn. Durch das Opfer Christi ist es in genießbares Mehl verwandelt worden.

Kapitell in der burgundischen Basilika von Vezelay die *mystische Mühle* darstellt, mit der Paulus das Gesetz des alten Bundes zu genießbarem Mehl mahlt, nämlich der neutestamentlichen Ethik, so hätte man sich eine solche Mühle eigentlich auch gern für die theologischen Dogmen der jungen Kirche gewünscht.

Diese Ausführungen – man verzeihe ihre Länge – mögen den Gedanken an eine mögliche Klärung und daraus sich ergebenden Einigung der beiden *Brüder*, des Muslim und des Christen, über diese Frage nahelegen. Das Gespräch ist in der Tat bereits im Gange. Jedoch muß die Gotteslehre der beiden Religionen noch unter weiteren Aspekten, die weniger Aussicht auf eine Einigung bieten, betrachtet werden.

## V.

Ogleich Christentum und Islam einen einzigen allmächtigen Schöpfergott verkünden, entdecken wir doch in den Bildern, welche die beiden Stifter, Jesus und Mohammed, von diesem Gott zeichnen, bei genauer Betrachtung erhebliche Abweichungen untereinander. Der Koran kennt eine ganze Reihe *schöner Namen Allahs*, die die Gläubigen mit Hilfe einer Gebetsschnur, der Sibe, aufzusagen pflegen. Dadurch, so vertrauen sie, werde Gottes Nähe beschworen. Der Katholik assoziiert eine ähnliche Gebetsform mit dem Rosenkranz, dessen Perlen ja auch die Geheimnisse seines Glaubens symbolisieren. Tatsächlich hat das Christentum den Rosenkranz im Gefolge der Kreuzzüge vom Islam übernommen, dieser allerdings seinerseits wahrscheinlich vom Buddhismus, wobei allerdings jeweils Form und Inhalt gewisse Veränderungen erfuhren. Ein verbindendes Element, so möchte man meinen, zwischen den Weltreligionen, jedoch betrifft das Verbindende hauptsächlich die äußere Form; denn *die 99 schönen Namen Allahs* entsprechen nur zum Teil dem Bilde, das sich der Christ durch die Vermittlung Jesu von Nazareth von seinem Gotte macht. Alttestamentliche Gottesdefinitionen wie *der Heilige, der Erste, der Letzte, der König* usw. sind unter diesen 99 Namen vertreten. S. Zwemer<sup>21</sup> hat die Bezeichnungen einmal nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und fand siebenmal Namen für die Einheit und Absolutheit Allahs, fünfmal solche für Allahs Schöpfertum, sechsunddreißigmal Bezeichnungen für seine Macht, seine Souveränität und seinen Stolz, fünfmal für seine Härte und Rachsucht, vierundzwanzigmal für Allahs Barmherzigkeit und Gnade. *Erstaunlich ist in dieser Aufstellung, daß die „physikalischen“ Attribute, d. h. diejenigen Beinamen, die Gottes Majestät mit Hilfe von physischen Kategorien beschreiben, einen so großen Raum einnehmen, und daß die*

sittlichen Qualitäten weit zurücktreten<sup>22</sup>. Allerdings fangen alle Suren des Koran bis auf eine mit der Erwähnung Gottes des Barmherzigen an; aber diese Barmherzigkeit klingt mehr nach *Herablassung des Allmächtigen zu seinen ohnmächtigen Geschöpfen . . . als seiner verzeihenden Liebe gegenüber den Sündern*<sup>23</sup>. Das christliche Vaterbild schließlich ist der islamischen Gottesvorstellung völlig fremd. Gott ist der Herrscher, die Menschen sind seine Untergebenen, seine Diener, ja seine Sklaven. Sie haben sich dem göttlichen Herrscherwillen zu beugen, zu unterwerfen, und zwar bedingungslos. Dies besagt und bedeutet ja auch der Name Islam: Unterwerfung, Hingabe an den Willen Allahs. Und *keiner in den Himmeln und auf Erden darf sich dem Erbarmer anders nahen denn als Sklave*<sup>24</sup>. Über diese aber entscheidet der himmlische Machthaber nach Gutdünken, um nicht zu sagen: Willkür, jedenfalls bedenkenlos. *Bei der Schöpfung nahm Gott einen Erdenkloß, teilte ihn in zwei Hälften, warf den einen in die Hölle und sprach: „Diesen in das ewige Feuer, was kümmert’s mich?“ Er warf den anderen in den Himmel und sprach: „Diesen ins Paradies, was kümmert’s mich?“*<sup>25</sup> Von Liebe, von väterlicher Sorge um seine Menschenkinder also keine Spur. Dafür entdecken wir hier entscheidende Ansätze für die islamische Praedestinationsauffassung, die sich in der bereits erwähnten Kismet-Haltung widerspiegelt, jedoch auch im Christentum Anhänger gefunden hat (Calvinismus). Völlig unverständlich jedenfalls ist dem Islam ein Gott, der seinen verlorenen Söhnen nachtrauert, der dem reuig Heimkehrenden entgegenläuft, wie dies in dem schönen jesuanischen Gleichnis bei Lukas berichtet wird: *Schon von weitem sah ihn sein Vater, eilte ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn*. Und dem protestierenden Ältesten gegenüber erklärt er sein Verhalten so: *Es galt, ein Freudenmahl zu halten und fröhlich zu sein; denn dieser dein Bruder war tot und lebt, war verloren und ist wiedergefunden*<sup>26</sup>.

Eine ähnliche Aussage findet sich im Gleichnis vom verlorenen Schäfchen (Mt. 18, 12–14 und Lk. 15, 1–7). Und welche Offenbarung angesichts der gewaltigen römischen und orientalischen Staatsgötter sowie des menschenverachtenden olympischen Götterkonsortiums der Griechen in seiner nächsten Umgebung muß Johannes auf Patmos erfahren haben, der den Zeitgenossen einen Gott verkündet, der als liebender Vater *jede Träne von ihren Augen wegwischen wird?*<sup>27</sup>

Natürlich tut sich der Muslim leichter, wenn er angesichts des unberechenbaren Unglücks, der Not und vielfältigen Kümmernisse auf dieser Erde eine Art tyrannischen Firmenchef als Schicksalsmacht voraussetzt; aber läßt sich mit Hilfe des christlichen Gottvaterbildes nicht doch eher ein Sinn in derartigen Vorkommnissen finden! Und wird die Würde des Menschen von daher nicht besser

garantiert als durch die Annahme eines willkürlich über das Los seiner Untertanen befindlichen, archaisch anmutenden Himmelskönigs? Mehr Zuneigung, mehr Zutrauen als jenem Gott, dem sie sich nicht anders *denn als Sklaven* nahen dürfen, werden die Menschen sicherlich einem solchen entgegenbringen, der *jede Träne von ihren Augen abwischen wird*. Daß wir Christen diesem göttlichen Vorbild nur so selten nacheifern, ist vielleicht einer der Gründe für die jahrhundertelange brüderliche Feindschaft zwischen dem Islam und den Anhängern des Mannes aus Nazareth.

## VI.

Mit diesem Manne aber verbindet sich ein weiterer Unterschied der beiden Religionen: *Und sie sprachen: „Gezeugt hat der Erbarmer einen Sohn.“ Wahrlich, ihr behauptet ein ungeheuerlich Ding. Fast möchten die Himmel darob zerreißen, und die Erde möchte sich spalten . . . , daß sie dem Erbarmer einen Sohn beilegen, dem es nicht geziemt, einen Sohn zu zeugen*<sup>28</sup>. Es liegt nahe, hier wiederum ein Mißverständnis zu vermuten; denn die Begriffe *Sohn* und *zeugen* sind wie das göttliche Vater-Attribut im christlichen Begriffskanon ja keineswegs so irdisch-menschlich gemeint, wie Mohammed sie hier versteht. Es handelt sich einfach um Hilfsausdrücke, um die Einheit und Wesensgleichheit der beiden göttlichen Personen zu umschreiben. Jesus selbst verwendet zwar gelegentlich die Bezeichnung Sohn, aber er tut es doch auch nur, um sein besonderes Verhältnis zu diesem seinem Gotte auszudrücken, wobei er auf alttestamentliche Vorstellungen zurückgreift; denn schließlich werden bereits im Alten Bunde die Könige und Propheten Israels, ja das gesamte ausgewählte Volk als *Söhne Gottes* bezeichnet: *Dann sprich zu Pharao: „So spricht der Herr: Mein Erstgeborener Sohn ist Israel! Ich sage dir: Entlasse meinen Sohn, daß er mich verehrt!“*<sup>29</sup> Die Gottessohnschaft beruht hier auf dem Erwählungs- und Bundesgedanken, ist also per adoptionem zu verstehen und überträgt sich auf den König als Vertreter des gesamten Volkes; so z. B. in der Verheißung an David: *Ich bestätige seinen Königsthron für alle Zeit. Ich will ihm Vater sein; er wird mir Sohn!*<sup>30</sup> Hinzu kommt später – Im Buche der Weisheit und dem Buch Sirach – eine moralische Gottessohnschaft des einzelnen Frommen. Jesus selbst versucht dieses Sohnes-Attribut ganz augenscheinlich zu vermeiden; denn im Matthäus- und Markus-Evangelium tritt es aus seinem Munde nur je einmal auf und auch dann nur als zustimmende Antwort auf Fragen aus seiner Umgebung, während er für sich selbst im allgemeinen den Begriff *Menschensohn* reklamiert und Johannes, der am häufigsten vom

*Sohn Gottes* spricht, gleich am Anfang seines Evangeliums den Ausdruck *Logos* (Wort Gottes) einführt.

Wenn also der Koran die christliche Gottessohnschaft so wortwörtlich versteht, wie seine Reaktion beweist, dann ist der Vermutung recht zu geben, daß hier ein Mißverständnis waltet.

Im Grunde jedoch hängt die islamische Christologie untrennbar mit der Gotteslehre zusammen und stößt hier – wie erwähnt – auf die Schwierigkeit, mit der christlichen Trinitätslehre zurechtzukommen. Dennoch übernimmt der Koran vieles, was im Neuen Testament über den Nazarener gesagt wird:

*Und wir übergaben Jesus, dem Sohn der Maria, die deutlichsten Zeichen und stärkten ihn mit dem Hl. Geist*<sup>31</sup>.

*Sein Name ist der Messias Jesu, angesehen hienieden und im Jenseits und einer der (Allah) Nahen*<sup>32</sup>.

*Der Messias Jesus ist der Gesandte Allahs und sein Wort, das er in Maria legte, und Geist von ihm*<sup>33</sup>.

*Dann wird Allah sprechen: „O Jesus, gedenke meiner Gnade gegen dich, als du den Blinden und Aussätzigen halfst und die Toten herauskommen ließest*<sup>34</sup>.“

Demnach erkennt der Koran Jesus als vom Heiligen Geist erleuchteten Gesandten und Messias, als Wundertäter und Totenerwecker an, und entsprechend ist auch die Verehrung, die er sowie seine Mutter im Islam erfahren. Und ein merkwürdiger Zufall (?) will es, daß jene Stadt, in der das Christentum die Erscheinung der Gottesmutter verehrt, den Namen der Tochter des Propheten trägt: Fatima.

Unschwer läßt sich jedoch erkennen, daß der Islam wesentliche christliche Jesus-Attribute mit aller Entschiedenheit ablehnt: die Wesensgleichheit mit dem einzigen Gotte, z. B.: *Wahrlich, ungläubig sind, die sprechen: „Siehe, Allah, das ist Messias, der Sohn der Maria.“ Wer Allah Götter an die Seite stellt, dem hat Allah das Paradies verwehrt*<sup>35</sup>. *Jesus ist ein Mensch, zwar ein von Gott auserwählter, aber jedenfalls ein Geschöpf Allahs; denn er schuf ihn aus Erde*<sup>36</sup>.

Natürlich ist damit auch die Möglichkeit der Erlösung durch ihn für den Islam hinfällig geworden; denn ein Mensch kann ein solches Werk nicht vollbringen, ganz abgesehen davon, daß Mohammed die Ansicht vertritt, Jesus, der Gesandte Allahs, sei gar nicht gekreuzigt worden: *Und weil sie (gemeint sind die Juden) sprachen: „Siehe, wir haben den Messias Jesus ermordet“ – doch ermordeten sie ihn nicht und kreuzigten ihn nicht, sondern einen ihm ähnlichen –, darum verfluchten wir sie*<sup>37</sup>. Diese Theorie vom untergeschobenen Doppelgänger Jesu findet sich übrigens auch bei gewissen christlichen Häretikern (Gnosis). Jedenfalls war für Mohammed der Gedanke an einen schimpflichen Kreuzestod des göttlichen Ge-

sandten Jesus unerträglich, womit natürlich auch die Auferstehung, das Hauptdogma des Christentums, entfällt.

## VII.

Mit der Ablehnung der Erlöserfunktion Jesu durch den Islam und der darin zum Ausdruck gelangenden christologischen Hauptkontroverse der beiden Religionen wird natürlich auch das Wesen der Erlösung selbst eine jeweils andere Interpretation erfahren. Da Jesus nicht am Kreuze für unsere Sünden starb und damit die Erlöserfunktion übernahm, ist für den Islam dieselbe einzig und allein Allah zuzuschreiben, wenn auch – wie der Koran feststellt – das große Gericht am Ende der Zeiten dem Messias Jesus übertragen wird.

Daß der einzelne Gläubige gewisse Voraussetzungen für seine Erlösung schaffen muß, ist in beiden Religionen unbestritten. Beide erheben Nächstenliebe, Barmherzigkeit und brüderliche Hilfsbereitschaft zu wichtigen Kriterien der Erlösungsfähigkeit, daneben den Glauben an den einzigen Schöpfergott, das Gebet und ein Verhalten, das im Genuß der irdischen Güter nicht den alleinigen Sinn des Lebens sieht (Fastengebote u. dgl.). Über die Heilsbedeutung der sogenannten „guten Werke“ gab und gibt es sowohl im Christentum als im Islam Auseinandersetzungen: hier – im Islam – aufgrund der stark ausgeprägten Prädestinationslehre, dort – im Christentum – im Zusammenhang mit der Rechtfertigungslehre. Schon das Neue Testament kennt diese Problematik, indem etwa Paulus im Brief an die Römer die *Werkgerechtigkeit* grundsätzlich ablehnt und eine Rechtfertigung vor Gott allein durch den Glauben an Jesus Christus (*sola fides*) erwartet, während Jakobus die guten Werke – allerdings nur in Verbindung mit dem Glauben – in auffälliger Weise bezüglich ihrer Heilsbedeutung betont: *Was nützt es, meine Brüder, wenn einer sagt, er habe Glauben, hat aber keine Werke? Kann etwa der Glaube ihn retten? Da ist ein Bruder oder eine Schwester, denen es an der nötigen Kleidung und an der täglichen Nabrung fehlt. Wenn nun einer von euch zu ihnen sagt: „Geht in Frieden! Wärmt euch! Esset euch satt!“ Aber er gibt ihnen nicht, was sie zum Leben brauchen: Was nützt das? Ebenso verhält es sich mit dem Glauben: Wenn er keine Werke hat, ist er für sich allein tot<sup>38</sup>.* Daß gerade diese Frage zum Hauptanstoß der Reformation wurde, ist ihnen sicherlich bekannt.

Auch die Jenseitsvorstellungen des Islam korrespondieren mit denen des Christentums weitgehend. Mohammed schildert das Paradies, die einstige Glückseligkeit, in kräftigen Farben, als *Gär-*

ten, *durcheilt von Bächen*, in denen die Auserwählten *gespeist werden und ewig darinnen verweilen*<sup>39</sup>. Ähnlich spricht Jesus vom *himmlischen Hochzeitsmahl*, vom *ewigen Gastmahl*, doch so, daß der bildhafte, der Gleichnischarakter dabei deutlich wird, während der Koran den Eindruck eines realen Berichts erweckt.

Als gravierendster Unterschied zwischen der islamischen und christlichen Erlösungsbotschaft erscheint mir jedoch die Verbindung der letzteren mit der einmaligen Tat bzw. Passion des *Menschensohnes*. Die islamische Auffassung kann auch hier wieder nur als Verstümmelung des christlichen Kerngedankens bedauert werden. Der zwar menschlich verständlichen, aber theologisch wenig schöpferischen Hoffnung auf ein dereinstiges Befreitwerden von aller irdischen Mühsal im Islam steht im Christentum der ungemein mitreißende Osterjubiläum über die einzigartige Tat des Jesus Christus gegenüber. Wie oft haben wir in diesen Tagen in den griechischen Klöstern und Kirchen das *Christos anesti!* (Christus ist auferstanden!) als freudige Begrüßung gehört. Und mag der eine oder andere unter uns darin auch nur eine Art Mythos sehen, die theologische Verklärung griechischen Frühlings- und Lebensglaubens, eben diese hinreißende Begeisterung für das Leben, durch den Glauben an den Todesüberwinder Christus bestärkt, ist mehr, als der Islam mit seiner etwas nüchternen Erlösungsbotschaft zu bieten hat. *Tod, wo ist dein Stachel? Hades, wo ist dein Sieg?* Diese christliche Osterfreude wurde durch den Propheten verwässert zur Hoffnung auf und Genugtuung über ein positives Gerichtsurteil nach gottgefälligem Leben. Überhaupt versagte sich der Islam mit der Abwertung des Messias Jesus zu reiner Menschlichkeit der Wärme und Innigkeit, die der christlichen Erlösungsbotschaft durch ihren Bezug zum brüderlichen Erlösergott Jesus innewohnt. Er versagte sich der Beglückung durch das Geheimnis der Weihnacht, durch die Erfahrung gottmenschlicher Leidensbewältigung im Karfreitagsgeschehen, verzichtete auf die pfingstliche Gott-Begeisterung und die tröstliche Gewißheit messianisch-brüderlicher Nähe in allen Nöten: *Seht, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.*

## VIII.

Wir haben bisher Christentum und Islam bezüglich der Gottes-, Heils- und Erlösungslehre miteinander verglichen und uns Gedanken über die jeweiligen Auffassungen von Schrift und Überlieferung gemacht. Natürlich ist dabei manches nur kurz angeklungen, anderes ganz übergangen worden. Doch reicht das Ge-

sagte wohl zu der Feststellung, daß einerseits im Islam viel Christliches, andererseits im Christentum wohl auch einiges Islamische zu finden ist, daß im übrigen der Islam seine unterschiedliche Auffassung Mißverständnissen der christlichen Lehre verdankt. Auf jeden Fall dürfte uns die Bezeichnung *Bruderreligionen* nicht ganz unbegründet erschienen sein. Natürlich gibt es im Islam wie im Christentum auch Orden und Sekten, puritanische, missionarische und reformistische Bestrebungen vielfältiger Art; dagegen hat die einheitliche Kult-(und zum Teil auch Verkehrs-)sprache der islamischen Staaten stärker als im Christentum für ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl gesorgt. Auch der Bekehrungs-, also Missionsdrang ist offensichtlich unter den Anhängern des Islam stärker ausgeprägt, zumal es das, was wir *Kirche* im institutionellen Sinne nennen, im Islam nicht gibt, also keine Bischöfe, keine priesterliche Hierarchie, nicht die uns so geläufige Unterscheidung zwischen Klerus und Laien. Das hat zur Folge, daß sich jeder einzelne Muslim für die Ausbreitung seines Glaubens verantwortlich fühlt und sich mehr oder weniger als Missionar versteht. Auch im frühen Christentum gab es dies wohl, als die Lehre Jesu durch römische Soldaten und Kaufleute verbreitet wurde. Doch im Laufe der Jahrhunderte ist es dem Christen zur Gewohnheit geworden, derartige Verpflichtungen einem bestimmten Stande, eben dem Priestertum, zu überlassen. Das christliche *Volk* trat in dieser Beziehung immer stärker in den Hintergrund. Vielleicht ist dies der Grund dafür, daß – etwa in Afrika – auf einen Übertritt zum Christentum deren drei zum Islam entfallen.

Als Motiv kommt jedoch bei derartigen Übertritten sicherlich auch die verhältnismäßige Nähe des Islam zum täglichen Leben in Betracht, die Identität von Staat und Religion, die in der weitgehenden Übereinstimmung von staatlicher und religiöser Gesetzgebung ihren Ausdruck findet. Und nicht zu vergessen ist der – man darf wohl sagen: sympathische – Verzicht auf eine allzu gelehrte Theologie. Der islamischen Ethik haftet etwas Handfestes, Lebensnahes an. Hier macht sich die Tatsache bezahlt, daß Mohammed als einfacher, dazu jedoch welterfahrener Kaufmann den Dingen dieser Welt offenbar mehr Beachtung schenkte als der gelehrte Rabbi aus Nazareth, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Somit verlangt der Prophet von seinen Anhängern auch nicht eine solche Heiligkeit und Abkehr von den irdischen Dingen wie das Christentum, dem die untadelige Lebensführung seines Stifters als ständiges Vorbild gilt und das Kreuz als Symbol der Weltüberwindung. Freilich ist dem christlichen Messias die Nachsicht mit allem, *was mühselig und beladen ist*, das Verständnis für die

Sünder und *die kleinen Leute* nicht abzusprechen, auch nicht eine unermüdliche Hilfsbereitschaft für Kranke und Trauernde. Aber er verlangt doch auf der anderen Seite ein ziemliches Maß an Selbstüberwindung, was sich in der ausgeprägten Moraltheologie des Christentums sowie der starken Akzentuierung etwa des jungfräulichen Prinzips, der Monogamie, der geschlechtlichen Verzichtsethik ganz allgemein, widerspiegelt, abgesehen davon, daß die gelehrten Ausführungen des Mannes aus Nazareth zur Errichtung eines beachtlichen theologischen Gebäudes Anlaß gaben, das – wie bereits ausführlich dargelegt – für den einfachen Christenmenschen – ganz zu schweigen von nichtchristlichen Glaubensbewerbern – nur schwer zu erfassen ist. Ich bringe diese Gedanken nur, um die Bekehrungserfolge der islamischen Welt verständlich zu machen. Daß damit ein Kriterium für den Wahrheitsgehalt der einen oder anderen Religion zur Verfügung stände, wird hieraus wohl niemand schließen wollen. Im übrigen besitzt auch der Islam eine gewisse Tradition reger dogmatischer Diskussion, die im 8./9. Jahrhundert mit den Mutasiliten in Gang kam, jedoch bald wieder verlorenging.

## IX.

Es sei mir erlaubt, in diesem Zusammenhang noch einen Punkt zu behandeln, der seitens der Christen immer wieder gegen den Islam ins Feld geführt wird: die Stellung der Frau in den beiden Religionen. Die Ansicht, im Islam gelte die Frau wenig gegenüber dem Manne, werde mehr oder weniger als Hausklavin betrachtet und sozusagen wie ein Stück Vieh käuflich erworben, ist weit verbreitet und kann auch wohl mit Beispielen belegt werden. Es muß jedoch gefragt werden, ob dies – im angeblichen Gegensatz zum Christentum – ein spezifisch islamischer Zug ist. Ich erlaube mir, hier Zweifel anzumelden. Richtig ist, daß die gesellschaftliche Praxis der islamischen Länder der Frau in der Vergangenheit und z. T. auch noch heute Einschränkungen auferlegt, die uns als mit der Menschenwürde unvereinbar erscheinen: den Schleier, das Leben im Hause hinter vergitterten Fenstern usw. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß ähnliche Beschränkungen der weiblichen Bewegungs- und Entfaltungsfreiheit auch in christlichen Ländern lange Zeit üblich waren und noch heute bei uns Nachwirkungen zeigen: geringere Entlohnung der Frau gegenüber dem Manne im Arbeitsprozeß, ihre geringe Rolle in der Politik, die groteske gesellschaftliche Ächtung der unverheirateten Mutter im Vergleich mit der großzügigen Behandlung des in solchen Fällen

nicht weniger verantwortlichen Mannes, dessen *Seitensprünge* halt nur als *Kavaliersdelikte* betrachtet wurden und werden. Noch Anfang dieses Jahrhunderts gab es – so wird glaubhaft berichtet – Professoren, die sagten: *Sobald eine Frau mein Kolleg betritt, lege ich mein Amt nieder.* Im Kreise der Promovierten sind Frauen gegenüber den Männern hoffnungslos unterrepräsentiert, und allen Gleichheitspostulanten zum Trotz nimmt der prozentuale Anteil der Frauen von der Ebene der Studentinnen bis zur Promotion sukzessive ab. Und auf ein Universitäts-Ordinat muß eine Frau doppelt so lange warten wie der Mann. *Das Los der Frauen ist beklagenswert,* sagt Grillparzer, und man kann das Wort für unsere Zeit durchaus noch unterstreichen.

Man sieht also: Abendland wie Morgenland praktizieren, wenn auch mit Unterschieden, das Prinzip der dominierenden Männlichkeit bezüglich der gesellschaftlichen Stellung der beiden Geschlechter. Man muß sich jedoch fragen, ob diese Praxis religiös, also vom Glauben her, ihre Hauptmotivation erfährt. Ein kurzer Blick in den Koran scheint diese Vermutung nahezulegen: *Die Männer sind den Weibern überlegen wegen dem, was Allah den einen vor den anderen gegeben hat. Die rechtschaffenen Frauen sind (ihren Männern) gehorsam. Diejenigen aber, für deren Widerspenstigkeit ihr fürchtet – warnet sie, verbannt sie in die Schlafgemächer und schlaget sie!*<sup>40</sup> Man wird das – unter modernen oder – sagen wir – christlichen Gesichtspunkten – empörend finden. Der Christ sollte jedoch nicht zu voreilig verurteilen; denn in den Schriften des Neuen Testaments findet man ähnliche Aussagen, wenn auch in der Hauptsache bei Paulus, der in dieser Angelegenheit wohl als etwas voreingenommen (oder *vorbelastet*?) gelten darf. Aber hören wir immerhin, was er und Petrus sagen: *Das Haupt für die Frau ist der Mann, die Frau ist der Abglanz des Mannes... Auch wurde der Mann nicht um der Frau willen erschaffen, sondern diese um des Mannes willen*<sup>41</sup>. *Die Frau soll in Stille und aller Unterwürfigkeit Belehrung suchen. Ich gestatte der Frau nicht, das Lehramt auszuüben. Sie soll sich still zurückhalten. Nicht Adam ließ sich täuschen, sondern das Weib ließ sich betören und kam so zu Fall*<sup>42</sup>. Oder: *So gehorchte Sarah dem Abraham und nannte ihn „Herr“.* Ebenso sollt ihr Männer mit euren Frauen als dem schwächeren Teil verständig umgehen<sup>43</sup>. Die weitgehende Übereinstimmung in diesem Punkte von Koran und Neuem Testament sollte nicht verwundern; denn beide schöpfen ja aus den Quellen des Alten Testaments, auf das Petrus ja ausdrücklich hinweist. Jedenfalls ist nicht zu bestreiten, daß beide Offenbarungen dem Manne einen durchaus höheren gesellschaftlichen Rang als der Frau zuweisen.

Wenn also in den christlichen Ländern des Westens sowohl wie

in den islamischen des Ostens seit einem knappen Jahrhundert starke Emanzipationsbestrebungen zugunsten der Frau im Gange sind, so sind wahrscheinlich nicht die beiden Religionen als die auslösenden Faktoren anzunehmen, sondern eher der allgemeine zivilisatorische Fortschritt, der gehobene Lebensstandard, die politischen Bürgerrechtsbewegungen usw. Daß das Christentum von Anfang an eine Art Führungsrolle im gesellschaftlichen Emanzipationsprozeß der Frau übernommen habe, muß wohl bezweifelt werden, zumal sich derartige Bestrebungen ja gelegentlich sogar gegen bzw. im Gegensatz zum christlichen – und natürlich auch islamischen – religiösen Konservativismus durchzusetzen hatten und haben. In dieser Hinsicht scheinen sich die beiden Religionen durchaus brüderlich einig zu sein.

Sieht man jedoch von der gesellschaftlichen Einordnung der Frau durch Christentum und Islam einmal ab, so eröffnen sich allerdings ganz andere Perspektiven. Hat nicht das Christentum eine – verglichen mit dem Islam – ungleich tiefere Wesensbestimmung des Fraulichen schlechthin entwickelt, der Frau also eine Bedeutung und Würde zuerkannt, die man als einzigartig bezeichnen muß? Wo findet man im islamischen Kult und Weltbild so wie im Christentum das Jungfräuliche, das Bräutliche, das Mütterliche in ständiger und vielfältiger Variation theologisch durchdacht und interpretiert? Schon die Umschreibung der Kirche als Mutter (*mater ecclesia*) sowie als *Braut Christi* und die damit verbundene Herleitung der Gnade aus dem Bereich des Weiblichen zeigt die Heilsbedeutung der Frau für den christlichen Verständnishorizont. Und *schon hier wird die ... Bedeutung des Mariendogmas klar. Ist die Immaculata (die „Unbefleckt Empfangene“) das unentweibte göttliche Ebenbild der Menschheit, so ist die Jungfrau der Verkündigungsszene deren Repräsentantin. In dem demütigen „fiat“, mit dem sie dem Engel antwortet, hängt das Geheimnis der Erlösung von der Kreatur her ... Das Passiv-Empfangene des Weiblichen, in dem die antike Philosophie das rein Negative sah, erscheint in der christlichen Gnadenordnung als das Positiv-Entscheidende. Maria ist die Hingebungsgewalt des Kosmos in Gestalt der bräutlichen Frau ... Von hier aus wird klar, warum die größten Mysterien des Christentums ihren Einzug in die kreatürliche Welt nicht durch den Mann, sondern durch die Frau hielten. Die erste Heimstätte der Erlösung auf Erden war der Schoß der mütterlichen Frau*<sup>44</sup>.

Wo aber fände man derartige Aussagen im Islam, der auch in dieser Beziehung wieder nur als *unvollendetes*, recht äußerliches und unverstandenes Christentum erscheinen darf?

Jedoch ist mit der christlich-theologischen Erhöhung der Frau als Heilbringerin auch die Möglichkeit des Gegenteils nicht ausge-

spart. Da wir uns auf dem Wege nach Patmos befinden, sei es mir erlaubt, die großartige, aber erschreckende johanneische Apokalypse zu zitieren: *Da kam einer von den sieben Engeln und sprach zu mir: „Komm, ich will dir das Gericht über die große Buhlerin zeigen, die an vielen Wassern sitzt.“ Da sah ich ein Weib, das saß auf einem scharlachroten Tiere voll gotteslästerlicher Namen. Das Weib war in Purpur und Scharlach gekleidet und mit Gold, Edelsteinen und Perlen reich geschmückt. In seiner Hand hielt es einen goldenen Becher voll greulicher, schmutziger Buhlerei. Ich sah das Weib trunken vom Blute der Heiligen und der Blutzengen Jesu*<sup>45</sup>. Wer immer mit dieser Buhlerin gemeint ist, der römische Staat, Babylon oder *Frau Welt* ganz allgemein, bemerkenswert erscheint mir, daß es wiederum die Frau, das Weib ist, das hier das Schicksal des Kosmos, in diesem Falle sein Un-Heil heraufbeschwört; denn *viele Könige buhlten mit ihr*. Es ist die Frau in der Umkehrung ihrer metaphysischen Bestimmung, nicht als Heilsträgerin, sondern als Verderberin. *Wie die abgefallene Frau am Anfang der menschlichen Geschichte steht, so steht sie auch am Ende. Nicht der Mann ist die eigentlich apokalyptische Gestalt des Menschen, sondern das Wesen der „letzten Zeiten“ ist gerade, daß die Gestalt des Mannes versinkt. Nur die ihrer Bestimmung untreu gewordene Frau kann jene absolute Unfruchtbarkeit der Welt darstellen, welche ihren Tod und Untergang herbeiführen muß*<sup>46</sup>.

Gegenüber dieser großartigen christlichen Offenbarung der Frau als Vermittlerin sowohl des Heiles als des nackten Verderbens verblassen – so meine ich – die Fragen nach der sozialen Rangstellung, die die christliche Tradition ihr zuerkannt hat und worin sie sich nicht grundsätzlich von derjenigen des Islam unterscheidet. Wohl in keiner Religion hat die Frau eine solch tiefgreifende theologische Interpretation und heilsentscheidende Bedeutung erfahren wie im Christentum, auf dessen Boden auch nur jenes Werk entstehen konnte, an dessen Schluß es heißt:

*Das Unbeschreibliche,  
hier ist's getan;  
das Ewig – Weibliche  
zieht uns hinan*<sup>47</sup>.

## X.

Es wird Zeit, ein Resümee zu ziehen: Wir haben festgestellt, daß die beiden großen Religionsgemeinschaften, um die es uns ging, sehr vieles miteinander verbindet: die jüdisch-mosaische Quelle des Alten Testaments, das beiden heilig ist, den Glauben an einen einzigen Schöpfergott, der am Ende der Zeiten über diese Welt Gericht halten wird, die Verehrung Jesu von Nazareth, die ausgeprägte mitmenschbezogene Einstellung, die Forderung eines



Patmos, Blick auf das Johanneskloster.

sittlich einwandfreien Lebens, die Erwartung eines ewigwährenden Zustandes höchsten Glückes, die Gebetsformen usw. Es ist uns jedoch auch aufgefallen, daß die beiden Religionen in wesentlichen Punkten verschiedene Auffassungen vertreten, z. B. in der Christologie, der Erlösungslehre, der Reich-Gottes-Idee, und unterschiedliche Kult- und Organisationsformen besitzen.

Seit Jahrhunderten gibt es nun Bemühungen trotz aller kriegerischen Auseinandersetzungen, sich einander brüderlich zu nähern. Der Religionswissenschaftler Thomas Ohm ist diesen Versuchen nachgegangen<sup>48</sup> und zeigt, daß es Zeiten gegeben hat, in denen die brüderliche Verbundenheit stärkere Akzente erhielt als Ablehnung und Feindschaft, selbst während der Kreuzzüge. In unserem Jahrhundert gingen derartige Bestrebungen vor allem von den Missionsorden und -gesellschaften aus, außerdem von den Kolonialmächten, aber auch vom Papsttum. Pius XI. errichtete 1925 in Rom einen Lehrstuhl für das Studium des Islam, und inzwischen sind die führenden Muslimstaaten (Ägypten, Syrien, Pakistan, Indonesien usw.) beim Hl. Stuhl diplomatisch vertreten.

Ein existentielles Interesse am Zusammenleben mit den christlichen Völkern bekundete auf der anderen Seite etwa der jetzige König von Marokko, Hassan II., nach einer Audienz im Vatikan: *Marokko betrachtet es als eine seiner ersten Pflichten, ein Geistesband zwischen der islamischen und der christlichen Zivilisation zu schaffen, damit sich die geistigen Werte, die sie repräsentieren, vereinigen können, um die heftige Strömung des Materialismus einzudämmen*<sup>49</sup>. Und Johannes XXIII. ließ aus dem Weihegebet des Christkönigsfestes die Stelle streichen: *Sei König auch über alle jene, die immer noch vom alten Wahn des Heidentums oder des Islams umfungen sind, entreiße sie der Finsternis und führe sie alle zum Lichte und zum Reiche Gottes*<sup>50</sup>. Von Wahn und Finsternis ist denn auch in den Konzilsdekreten des II. Vaticanums keine Rede mehr, eher das Gegenteil ist der Fall: *Mit Hochachtung betrachtet die Kirche die Moslems, die den alleinigen Gott anbeten, den barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat. Und dann ermahnt der Text alle, daß sie sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen bemühen und gemeinschaftlich die soziale Gerechtigkeit, die sittlichen Güter sowie Frieden und Freiheit für alle Menschen schützen und fördern*<sup>51</sup>.

Vielleicht erscheint dem einen oder anderen Leser die häufige Verwendung des Wortes *Brüder* für die beiden Religionen trotz bzw. aufgrund des Gesagten doch nicht recht zugänglich. Aber der Zusammenhang läßt sich biblisch begründen. Isaak und Ismael, auf welch letzteren die Araber ihre Abstammung zurückführen, waren – als Söhne Abrahams – Brüder. Das Alte Testament weist Ismael als dem *Sohn der Magd*, nämlich der Ägypterin Hagar, zwar eine untergeordnete Rolle zu, spricht von Isaak und seinen Nachkommen als den allein Berechtigten, des Stammes Namen zu tragen; aber Gottes Heil ist auch mit dem Halbbruder Ismael: *Ich segne ihn und lasse Frucht ihn tragen und mache ihn gar mächtig... Ich mache zu einem großen Volke den Sohn der Magd; auch er ist ja dein Sproß*<sup>52</sup>. Und der bereits mehrmals zitierte Religionswissenschaftler Kellerhals regt an, *die Geschichte der beiden Söhne Abrahams mit den Augen des Neuen Testaments zu lesen. Auch dort wird von zwei Söhnen eines Vaters erzählt... Der eine lebt beim Vater und ist doch ferne von ihm. Der andere hat sich trotzig vom Vater losgerissen und der Welt in die Arme geworfen und wird vom Vater in Gnaden angenommen*<sup>53</sup>.

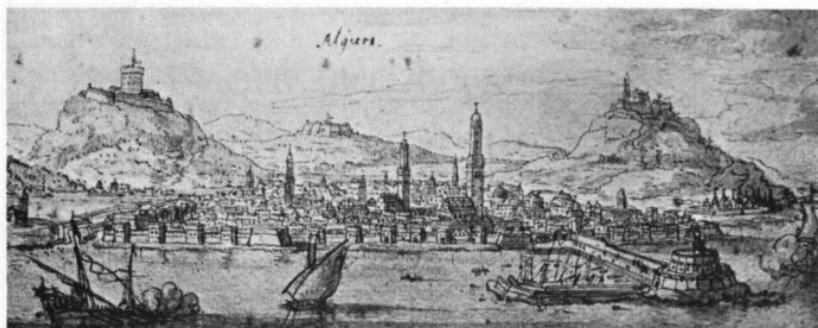
Welchem von beiden gleicht das Christentum, welchem der Islam? *Das Evangelium richtet und begnadigt beide, die Kirche und den Islam. Das Evangelium haben beide gleicherweise nötig, denn beide sind, jeder in seiner Weise, verlorene Söhne*<sup>54</sup>.

## DIE FRANZÖSISCHE KOLONISATION NORDAFRIKAS

Als der französische Schriftsteller Alexandre Dumas – berühmter Erfolgsautor des 19. Jahrhunderts – im Jahre 1846 nach Algier kam, war die Stadt seit 16 Jahren französisch. Er reiste in offiziellem Auftrag – man wird an die heute selbstverständliche Praxis der „Public Relations“ erinnert –, fand überall Bewunderer und schaute sich in der neuen französischen Kolonie um. In seinem Reisebericht „Tanger, Algier und Tunis“ gibt er eine umfassende Darstellung des Lebens im nördlichen Afrika, die die Atmosphäre des Landes mit Scharfblick und exakten Schilderungen wiedergibt. Den prominenten Autor interessierte vor allem, was seine Landsleute inzwischen aus dem Land gemacht hatten. Seine Betrachtungsweise verrät einen gewissen Realismus, was die historischen Vorgänge betrifft. „Wir hatten zwar im Sommer 1830 nach schweren Kämpfen die Stadt Algier erobert; die Befriedung des Landes jedoch ging nur sehr langsam und unter großen Opfern vor sich“<sup>1</sup> \*. Nicht alles überzeugt ihn, was die Franzosen in Angriff genommen haben. „Die neuen französischen Bauten stören den orientalischen Eindruck der Hafenstadt sehr“<sup>2</sup>, notiert er bei der Einfahrt in den Hafen von Algier. Die Präsenz der Franzosen ist überall spürbar. Auf seiner Reise ins Landesinnere kommt er in Dörfer, die „halb französisch, halb arabisch“<sup>3</sup> sind, „unterwegs konnte man glauben, in Frankreich zu sein: die Fuhrleute, die ihre Lastwagen begleiteten, trugen Blusen, und der Weg wurde von uniformierten Pionieren ausgebessert“<sup>4</sup>. Er kommt nach Philippeville, in „eine von uns angelegte moderne Stadt. Es gibt dort keine Moschee, keine Minaretts, keinen Marabout, keinen dieser schönen alten arabischen Brunnen, die von einem Feigenbaum oder einer Palme beschattet werden. Dafür gibt es Häuser wie in den Vorstädten von Paris, Gasthäuser mit Schildern und Cafés mit Billards“<sup>5</sup>. Und wovon wird in Tunis gesprochen, das ja erst 35 Jahre später von den Franzosen besetzt wird? „Von Bällen, von Jagderlebnissen, von Victor Hugo . . ., von der Pariser Oper“<sup>6</sup>.

Am Ende seiner Rundreise kommt Dumas mit dem französischen Generalgouverneur, Marschall Bugeaud, zusammen, einem militärischen Haudegen, den die französische Regierung für geeignet hielt, um das Land zu befrieden. Das Gespräch, das am 26. 12. 1846 in Algier stattfindet, ist höchst aufschlußreich. Dumas versichert seinem Gesprächspartner, daß man sich auf der anderen Seite des

\* Anmerkungen s. S. 138.



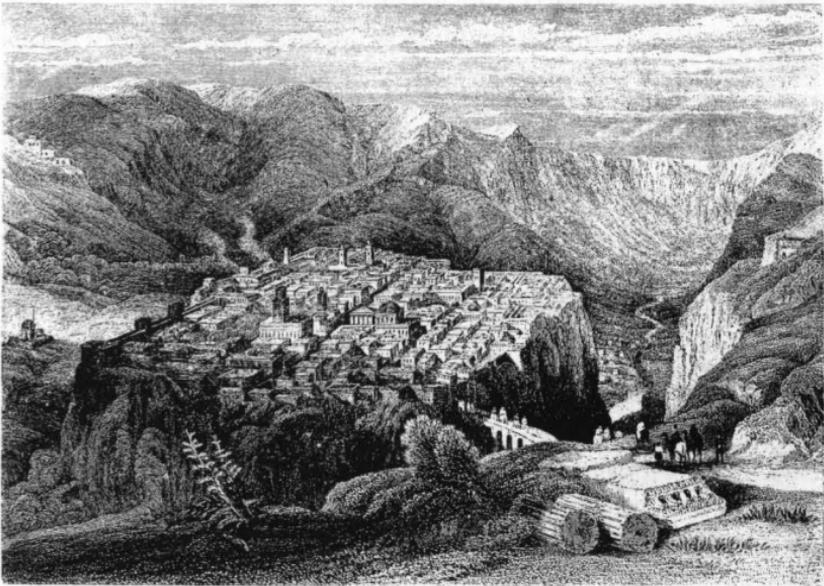
Algier in der 2. Hälfte des 17. Jh., Zeichnung des tschechischen Künstlers Wenzeslaus Hollar.

Mittelmeers mit Nordafrika beschäftige, „denn es war immer ein Vorrecht Afrikas, in der Welt von sich reden zu machen. Schon die alten Römer fragten zur Zeit Scipios ‚Quid novi fert Africa?‘ Heute haben wir, was Afrika betrifft, die Stelle der alten Römer eingenommen“<sup>7</sup>. Diese Perspektive, die ein gesundes französisches Selbstbewußtsein verrät, ist als Äußerung eines Mannes, der die öffentliche Meinung des Landes vertritt, ebenso bedeutsam wie die Antwort des militärischen Repräsentanten. „Afrika ist ein Land, das die Vorsehung für Frankreich bestimmt hat. Sagen Sie das allen böswilligen Abgeordneten in der Kammer, die mit uns um die Bewilligung von hunderttausend Franken feilschen, während wir ihnen durch unsere Arbeit eine Welt schenken... Sagen Sie drüben..., daß ich hier Land für drei Millionen Siedler zur Verfügung habe. Allerdings darf dann kein anderes System hier eingeführt werden als Militärkolonien, Militärregierung und Militärjustiz“<sup>8</sup>.

Den während der Rundreise nachdenklich gewordenen Schriftsteller aus dem fernen Paris scheint der Kommandotön des militärischen Befehlshabers nicht ganz überzeugt zu haben. Er läßt an verschiedenen Orten Araber fragen, was sie von den neuen Zisternen, Brücken und Wasserleitungen halten, um sich Klarheit zu verschaffen über ihre Einstellung gegenüber Frankreich. Die Antworten, die er erhielt, sind nachdenkenswert. „Weil das arabische Volk von Mohammed geliebt wird, hat der Prophet uns von der anderen Seite des Meeres Männer geschickt, damit sie für uns arbeiten“<sup>9</sup>. Die Araber hoffen, daß die französische Herrschaft in Algerien eines Tages ein Ende finden wird. Dumas notiert: „Die heutigen Bewohner von Constantine sind fest davon überzeugt, daß die Franzosen gekommen sind, um Werke auszuführen, zu denen die Araber noch nicht imstande gewesen wären. Aber wenn sie diese Aufgaben vollendet hätten, werde Allah dafür sorgen, daß sie dann wieder nach Europa zurückkehren würden!“<sup>10</sup>. Das alles ist 16 Jahre nach dem Einmarsch der Franzosen in Algier, ihrer ersten Station in Nord-

afrika, geschrieben worden, 116 Jahre vor ihrem endgültigen Abzug aus Algerien, ihrer letzten Bastion. Man wird diese Ausführungen nicht überinterpretieren, wenn man ihnen politischen Weitblick und analytische Überzeugungskraft zuspricht.

Nordafrika ist für Frankreich nicht nur Algerien und Tunesien, sondern auch Marokko, das im Jahre 1912 zum französischen Protektorat wurde. Alle drei Länder zusammen bilden auch später keine Einheit, was schon durch die unterschiedliche administrative Behandlung zum Ausdruck kommt. Nicht nur die Politiker, auch die Historiker und Geographen haben große Schwierigkeiten, den nordafrikanischen Raum als Ganzheit oder als Einheit zu begreifen. Der Name Maghreb wird vielfach als einheitliche Bezeichnung herangezogen. Mit dem arabischen Wort Maghreb wird das Land im Westen bezeichnet, wo die Sonne untergeht. Man findet den Namen in der Benennung Marokko wieder – Maghreb el-aqsa meint den äußersten Westen des nordafrikanischen Festlandes. Ibn Khaldun, der bedeutende Geschichtsschreiber und Geograph, der 1332 in Tunis geboren wurde und dessen Werk über die „Geschichte der Berber“ eine Grundlage für unsere Kenntnisse der mittelalterlichen Völker in Nordafrika ist, bezeichnet den äußersten Teil Nordwestafrikas (Marokko) und den mittleren Teil (Algerien) als Maghreb, während Tunesien weiterhin den Namen Ifrikiya (Afrika) trägt. Auch das Osmanische Reich hat an diesen Verhältnissen nichts geändert. Seit der kolonialen Epoche Frankreichs hat man sich angewöhnt, von einem engeren Maghreb zu sprechen.



Constantine, Stich um 1838.

Die französische Kolonialmacht hat aber im Zuge ihrer stückweisen Eroberung des Gebietes von 1830–1912 die arabische Bezeichnung Maghreb aufgegeben und durch den Namen „L’Afrique du Nord“ ersetzt. Manche französische Autoren verwenden auch die Bezeichnung „la Berbérie“ im Hinblick auf die Berbervölker, die hier zu Hause sind. Deutsche Geographen ziehen die Bezeichnung „Atlasländer“ vor. Alle Bemühungen, einzelne Länder Nordafrikas zusammenzufassen, machen deutlich, daß eine Tendenz zur Vereinheitlichung ausschließlich durch Motive der Kolonialmacht Frankreich gegeben ist und sich auf die drei genannten Länder bezieht. Hier liegen auch die Schwierigkeiten, ein Land wie Libyen politisch und wirtschaftlich in den Maghreb zu integrieren. Die frühere Anlehnung Libyens an Ägypten macht diese Tatsache deutlich. Das Liebeswerben des libyschen Präsidenten Gaddafi um Tunesien, die Hinhaltepolitik des tunesischen Staatschefs Bourguiba nach anfänglicher Zustimmung und die bruske Ablehnung solcher Bemühungen durch Algerien und Marokko beweisen die angeführten Unterschiede. Auch heute weisen die jungen Staaten Nordafrikas auf unterschiedliche Strukturen hin: panarabische Bekenntnisse sind meist rhetorische Pflichtübungen. Schon die Franzosen mußten bei der Kolonisation der drei nordafrikanischen Gebiete verschieden vorgehen.

Die Kolonialgeschichte Frankreichs im Maghreb begann mit der Besetzung von Algier im Jahre 1830. Tunesien wurde 1881/83 zum französischen Protektorat, Marokko durch den Vertrag von Fès im Jahre 1912. Den Namen Algerien gibt es erst seit dem 16. Jahrhundert. Das heutige Algerien umfaßt die drei altrömischen Provinzen Numidia, Mauretania Sitifensis und Mauretania Caesariensis, die unter den Römern eine hohe Blüte erreicht hatten<sup>11</sup>. Man hat den Namen der Stadt Algier auf das ganze Land ausgedehnt, die Stadt wiederum erhielt die Bezeichnung Algier (= die Inseln), weil ihr einige Felseninseln vorgelagert waren. Auf dem Gebiet des heutigen Algerien haben sich zeitweise selbständige Berberfürstentümer gebildet, aber bis zum 16. Jahrhundert kein das ganze Territorium umfassendes Staatswesen. Dies hat sich erst unter der Herrschaft der Türken geändert, als von Khaireddin Barbarossa, dem berühmten Seehelden des Osmanischen Reiches, die Regentschaft Algier begründet wurde (1520), die mit Unterstützung von Janitscharen und Korsarenkapitänen 300 Jahre Bestand hatte. Der türkische Militärstaat lebte von der Piraterie, die damals noch nicht allgemein geächtet war und die zudem als Kampf gegen die Ungläubigen verstanden wurde. Die meisten europäischen Staaten versuchten durch Tribut oder Geschenke an den Dey von Algier ihre Schiffe gegen Plünderung zu schützen. Cervantes, der Autor des „Don

Quichotte", wurde 1575 auf einer Seereise von Italien nach Spanien von algerischen Korsaren gefangengenommen und mußte fünf Jahre als Sklave dreier Herren in Algier dienen.

Mit Frankreich hatte der Dey Hussan<sup>12</sup> gute Beziehungen zur Revolutionsregierung angeknüpft, die auch während der Kaiserzeit fort-dauerten. Zum Eklat kam es durch den sogenannten „coup d'éventail", dem Schlag mit dem Fächer, den sich der Dey von Algier gegen-über dem französischen Konsul Deval erlaubte. Im Verlauf einer erregten Auseinandersetzung über Schuldenbegleichung hatte der Dey den französischen Konsul mit seinem Fliegenwedel „geschlagen"<sup>13</sup>. Auf jeden Fall war die Würde Frankreichs verletzt, Frank-reich hatte einen diplomatischen Vorwand für eine Blockade und später für eine Kriegserklärung. Stadt und Hafen Algier wurden am 5. Juni 1830 durch eine wohlausgerüstete Strafexpedition mit 37 Kriegs-schiffen eingenommen, der eine schlagkräftige Landarmee folgte. In den europäischen Kabinetten war man sich klar darüber, daß Frankreich nicht nur die Absicht hatte, Algerien zu bestrafen, son-derm das Land zu besetzen. „Um einen Schlag mit dem Fächer zu sühnen, setzt man nicht 40000 Soldaten und 100 Millionen aufs Spiel", soll Metternich zu diesem Unternehmen gesagt haben. Der regierende König Karl X. sah in dem Sprung nach Afrika eine will-kommene Gelegenheit, von innenpolitischen Mißstimmungen abzulenken.

Mit der französischen Besetzung war zwangsläufig auch die türki-sche Verwaltung Algeriens zu Ende – und der Sklavenraub und die Piraterie im Mittelmeer. Aber das Innere des Landes mußte erst er-oberet werden. Der Widerstand in dem unbekanntem, wilden Berg-land war ausgezeichnet organisiert, die Franzosen hatten über Jahre einen erbitterten Kleinkrieg zu führen. Hinzu kam, daß man sich in Frankreich überhaupt nicht einig war, ob man die Beute behalten sollte<sup>14</sup>. Gegen die Besetzung des Landes erhob sich ein gefährlicher Gegner der Franzosen, der berühmte Emir Abd el Kader, der als Mythos in die spätere algerische Befreiungsbewegung eingegangen ist. Auch wenn G. Yver meint, „Abd el Kader erscheint mehr als Nachfolger der maghribinischen Staatengründer des Mittelalters wie als ein von abendländischen Ideen durchdrungener Neu-schöpfer"<sup>15</sup>, ist dessen Wirkung als Vorläufer des algerischen Nationalbewußtseins dennoch von großer Bedeutung. Nach 15 Jahren gelang es der französischen Armee, den legendären Emir gefangen-zunehmen; daß die Eroberung 1847 abgeschlossen werden konnte, ist auch der sogenannten Fremdenlegion zu verdanken, die bereits 1831 durch einen Erlaß des Bürgerkönigs Louis Philippe gegründet wurde<sup>16</sup>. Vieles in dem zermürbenden Kleinkrieg, vor allem gegen die Kabylen im unübersichtlichen Gelände des Küstenatlas, er-



Das Hauptquartier Abd el Kaders wird von den Franzosen erobert (1844). Gemälde von Horace Vernet.

innert an Methoden und Ereignisse der Kämpfe von 1954/60. Nach 18 Jahren standen die Truppen in der Oase Biskra, und damit war der Nordrand der Sahara erreicht. Bis 1870 gelang es, über Wargla hinaus einen großen Teil jener sehr dünn besiedelten Gebiete zu sichern, die als Südtterritorien von den drei nördlichen Départements abgetrennt wurden. Diese drei Départements Algier, Oran und Constantine wurden als Teil des Mutterlandes Frankreich behandelt.

Nach der Besetzung Algeriens bekundete Frankreich ein besonderes Interesse für Tunesien, um die Herrschaft in Nordafrika nach Osten abzurunden. Mit dem Zerfall des alten Türkenreichs war für Frankreich eine günstige Situation eingetreten, die es nutzte. Der Staat verschuldete immer mehr, da die Haupteinnahmequelle der Beys, die Piraterie und der Sklavenhandel, versiegt war und die geringen Steuern der verarmten Landbevölkerung für die hohen Kosten der prunkhaften Hofhaltung nicht mehr ausreichten. Die Abhängigkeit von französischen Krediten und ein geringfügiger Grenzzwischenfall an der algerisch-tunesischen Grenze – der räuberische Stamm der Krumir war in Algerien eingefallen – machten einen Einmarsch französischer Truppen im Frühjahr 1881 möglich. Im Vertrag von Le Bardo (von 1574–1881 Regierungssitz der Beys, heute Ort des berühmten Museums) wurde Frankreich als Schutzmacht anerkannt. Die Franzosen hatten aus dem Beispiel Algerien

gelernt: sie dachten nicht mehr daran, das Land zu einer Kolonie zu machen, sondern schufen den Begriff des Protektorats, einer Schutzherrschaft. Die Regierung des türkischen Beys ließen sie unangetastet. Ein Generalresident stand seitdem neben dem Bey. Die Durchdringung des Landes wurde wesentlich vorsichtiger gehandhabt als im westlichen Nachbarland Algerien. Die Zahl der europäischen Siedler war verhältnismäßig klein. Unabhängigkeitsbestrebungen setzen hier schon früh ein. 1934 gründet Habib Bourguiba, der heutige Staatspräsident, die Néo-Destour-Partei. Die zunächst gewährte innere Autonomie (durch die Regierung Mendès-France) entwickelte sich 1956 zur völligen Unabhängigkeit. Der letzte Bey wird erst ein Jahr später, am 25. Juli 1957, vom Parlament abgesetzt.

In Marokko begannen die Franzosen ihre Aktivität Ende des 19. Jahrhunderts mit einem Handelsvertrag (1892). An der territorialen Aufteilung des Landes waren neben Frankreich und Spanien auch England (im Hintergrund) und Deutschland beteiligt. Man erinnert sich an den Besuch Kaiser Wilhelms II. in Tanger im Jahre 1905 (mit dem er die Politik der offenen Tür durchsetzen wollte) und an den „Panthersprung nach Agadir“ (1911), was zu einer Vergrößerung des damals deutschen Kamerun führte. Frankreich und England hatten sich über ihre Rollenverteilung in Afrika bereits 1904 geeinigt. In die den Spaniern überlassene Zone entsandte der Sultan einen Kalifen, neben dem ein in Tetuan residierender spanischer Hoher Kommissar stand. Die Franzosen übernahmen 1912 das Protektorat über Marokko. Sultan Muley Hafid konnte der aufständigen Stämme rings um seine Residenz Fès nicht Herr werden und hatte deshalb die Franzosen ins Land gerufen. In Marschall Lyautey, dem ersten Generalresidenten, hatte Frankreich seinen fähigsten Kolonialpolitiker gefunden, der für eine Versöhnung Frankreichs mit seiner nordafrikanischen Schutzmacht eintrat. Gefährlich für die Franzosen (und für die Spanier) wurde der Aufstand der Rifkabylen unter Abd-el-Krim, der erst durch einen Doppelangriff der Franzosen und Spanier im östlichen Rif gestoppt werden konnte. Erst 1934 erreichte die französische Macht die letzten berberischen Bergstämme. Auch während der Schutzherrschaft wurde dem Namen nach die Einheit des „Scherifischen Reiches von Marokko“ erhalten. 1956 erhielt es die Unabhängigkeit; der aus der Verbannung aus Madagaskar zurückgekehrte Sultan des „Scherifenreiches“<sup>17</sup> nahm den Titel König an. Damit wird an die lange staatliche Kontinuität des Landes erinnert (im arabisch-sprechenden Raum sind Ägypten und Yemen weitere Beispiele). „Marokko ist immer selbständig gewesen – bis auf die entscheidende Zäsur der 44 Jahre des französischen (und spanischen) Pro-

tektorats" <sup>18</sup>. Schon Lyautey vermerkte, er habe in Marokko „einen Staat und ein Volk" vorgefunden.

Die Zeit der französischen Kolonialherrschaft hat im Maghreb tiefgreifende Spuren hinterlassen. Besonders wirksam waren die Eingriffe auf dem Gebiet der Landwirtschaft. Während der Kolonialzeit waren in den Atlasländern fast 20% des kultivierbaren Landes in der Hand von weniger als 40 000 Kolonisten. Entscheidend ist dabei die regionale Verteilung des Koloniallandes. Nach den Untersuchungen des deutschen Geographen Mensching <sup>19</sup> läßt sich der Lebensraum der Atlasländer durch drei übergeordnete Einflußsphären differenzieren: er nennt sie die mediterranen, die atlantischen und die saharischen Wirkungsfaktoren; sie bestimmen Möglichkeiten und Grenzen verschiedener wirtschaftlicher Entwicklung. Besonders günstig sind (wenn man von den fruchtbaren Gebieten Marokkos zwischen dem Atlantik und den Gebirgsketten des Atlas absieht, wo die atlantischen Einflüsse wirksam werden), die vom Mittelmeerklima beeinflussten Landschaften des mediterranen Bereichs. Dabei ist der Übergangscharakter des mediterranen Klimas in Nordafrika zu beachten: wir unterscheiden (jeweils von N nach S) eine eumediterrane (humide) Zone und eine mediterran-semiaride Zone, die schließlich in eine aride Zone übergeht. Die erste Zone ist durch ausreichende Winterregen klimatisch besonders begünstigt (bei Skikda 830 mm Jahresniederschläge), hinzu kommen die guten Voraussetzungen des Reliefs mit Becken, weiten Tallandschaften und Randebenen, so daß hier für die Landwirtschaft günstige Nutzungsmöglichkeiten bestehen. In Algerien ist dies ein Küstenstreifen mit 50 bis 100 Kilometer Breite, der vom marokkanischen Rif bis zum tunesischen Küstentell reicht.

Als die Franzosen nach Nordafrika kamen, hatte dieses Gebiet zunächst wenig Verlockendes, trotz der geschilderten günstigen geographischen Voraussetzungen. Die Küsten- und Talebenen waren durch Überschwemmungen und Malaria gefährdet, für die einheimischen Kabylen des Berglandes war es kollektiv genutztes Weideland, das vor allem als Winterweide im Rahmen der Transhumanz aufgesucht wurde <sup>20</sup>. H. Achenbach <sup>21</sup> stellt in einer agrargeographischen Untersuchung der algerischen Küstenebenen fest, daß aus diesem Grund „die ersten Wohnstättenzählungen in Algerien in den Küstenebenen immer ein starkes Überwiegen von Zelten gegenüber festen Unterkünften" verzeichnen.

Schon bald erwies sich, daß ein großer Teil des neuen Gebietes für Getreideanbau, Weinbau und für Frühgemüsekulturen geeignet war. Hinzu kam der Anbau von Zitrusfrüchten, von Tabak und Baumwolle. Die Hinwendung zu Exportprodukten bei häufiger Abnahmegarantie durch Frankreich und die geringen Arbeitslöhne

brachten den französischen „Colons“ hohe Profite. In den letzten dreißig Jahren der französischen Kolonialherrschaft wurde der Bewässerungsfeldbau erweitert, man baute Wasserstauwerke an den Rändern der Gebirge. Die Landwirtschaft war kooperativ organisiert oder wurde vor allem für den Getreide- und Weinbau von großen Domänen betrieben. Viele Großgrundbesitzer hatten ihre Ländereien verpachtet, sie lebten in den großen Städten an der Küste oder in Frankreich.

Man hat in der Literatur häufig darauf hingewiesen<sup>22</sup>, daß der Ausdruck „Colon“ (= Siedler) abwegig ist, wenn er auf die Gesamtheit der Europäer in den Atlasländern angewandt wird. „Denn diese Europäer sind in der großen Mehrheit eine aus allen sozialen Schichten formierte städtische Gesellschaft.“ Der Prozentsatz der echten landwirtschaftlichen Siedler ist gering; selbst in Algerien, wo Einwanderung und Kolonisation am längsten gedauert haben, übersteigt er nicht die Höhe von 10 Prozent. Entscheidend ist aber etwas anderes: die Europäer besitzen ein Drittel des landwirtschaftlich genutzten Bodens in Algerien, ein Viertel in Tunesien und ein Zehntel in Marokko. Man hat dabei von seiten der Franzosen immer wieder versichert, daß nur Land erworben wurde, das bis dahin von den Fellachen gar nicht oder nur extensiv genutzt worden sei. Die französische Besiedlung faßte in der Tat überall dort Fuß, wo in den Küstenebenen Kollektivbesitz und Stiftungsland islamischen Rechtstyps (sogenannter Habous) vorhanden waren. Beide Rechtstitel wurden für ungültig erklärt und im Rahmen der offiziellen, d. h. staatlich organisierten Agrarkolonisation zwischen 1830 und 1870 zur Erschließung für Privatbetriebe freigegeben. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß diese Gebiete einen notwendigen Ergänzungsraum für die Herdenwanderungen als Winterweide bildeten. Hinzu kam, daß man nach dem Aufstand in der Kabylei von 1872 500 000 Hektar besten Landes enteignete. Die von den Franzosen erwünschte „Assimilierung“ war damit nicht zu erreichen; dies war vielmehr der Beginn der Verarmung vieler Kabylen und ihrer Arbeitssuche in Frankreich. Eine neuere Statistik<sup>23</sup> weist zum 1. 1. 1974 insgesamt 798 000 Algerier in Frankreich auf, davon stehen 440 000 in einem Arbeitsverhältnis. Hinzu kommen 218 000 Marokkaner und 119 000 Tunesier.

Die Gegensätze zwischen der Landnutzung der „Colons“ und der der Fellachen haben sich im Laufe der Kolonialzeit immer mehr verstärkt. Die Unterschiede in der landwirtschaftlichen Struktur waren groß: hier der mechanisierte Großbetrieb, dort die kleine Fellachenwirtschaft, wo man seit Jahrhunderten in gleicher Weise das Land bestellte. Die Grenzen zwischen modern wirtschaftenden Unternehmen der Ebenen und traditionell ausgerichteten klein-

bäuerlichen Betrieben der Bergländer sind infolgedessen unverändert aus der Kolonialzeit ererbt worden. Man kann diese Unterschiede bei Reisen durch das Land überall antreffen.

Die koloniale Struktur der Atlasländer war dadurch bestimmt, daß Algerien, Tunesien und Marokko billige Rohstoffe nach Frankreich lieferten und teure Fertigwaren aus Frankreich importieren mußten. Ein großes Interesse von seiten Frankreichs für den Aufbau einer eigenen Industrie bestand nicht. Der französische Geograph Isnard stellt in seinem grundlegenden Buch „Le Maghreb“ mit erfreulicher Offenheit fest: „Il n'était pas dans la nature de la colonisation française d'industrialiser“<sup>24</sup>. Der Maghreb war für Frankreich wichtig als Objekt einer landwirtschaftlichen Kolonisation, erst in zweiter Linie als Lieferant von Bergbauprodukten. Diese Konzeption entsprach der klassischen Wirtschaftspolitik, wie sie auch die Briten in ihren Kolonien praktizierten: die Wirtschaft der Kolonie hat immer nur eine Komplementärfunktion für die Wirtschaft des Mutterlandes zu erfüllen. Entsprechend war der Außenhandel der nordafrikanischen Länder auch zu etwa 80% auf Frankreich ausgerichtet.

Die industriellen Rohstoffe wurden in den Kolonien höchstens aufbereitet, eine weiterverarbeitende Industrie nennenswerten Umfangs entstand nicht. Bis zum 2. Weltkrieg beschränkte sich die verarbeitende Industrie Nordafrikas auf niedrige Stufen der Nahrungsmittelverarbeitung – A. Arnold nennt in einer Untersuchung über die „Industrialisierung in Tunesien und Algerien“ „Getreide- und Ölmühlen, Weinkelereien, Konservenfabriken, Betriebe der Baustoffindustrie wie Zementfabriken und Ziegeleien“<sup>25</sup>, die im Laufe der Kolonisation etwa seit 1880 entstanden sind. Die Bedeutung der verarbeitenden Industrie blieb jedoch sehr gering, ganz im Gegensatz zum Bergbau auf Phosphate<sup>26</sup>, Eisenerz, Buntmetalle; die Entwicklung der Erdölwirtschaft in Nordafrika vollzog sich im wesentlichen nach dem Abzug der Franzosen.

Mit dem zunehmenden Abbau der Bodenschätze ging eine notwendige Verkehrserschließung zu den Förderzentren einher. Durch den Bau von Straßen und Eisenbahnen wurde die Infrastruktur dieser Gebiete wesentlich verbessert. Auch die lautesten Kritiker aus dem Lager der arabischen Nationalisten müssen dies als wesentliche Leistung der französischen Kolonialmacht anerkennen, zumal das vorzüglich ausgebaute Straßennetz – hier stehen die Franzosen in der anerkannten Tradition ihrer römischen Vorgänger – auch aus unserer Sicht den Vergleich mit Mitteleuropa aushält. Bis zum 2. Weltkrieg waren im französischen Maghreb etwa 52 000 Kilometer ausgebaute Straßen fertiggestellt, davon 34 000 Kilometer in Algerien, 9 200 Kilometer in Marokko und 9 000 Kilo-

meter in Tunesien. Das auffallende Mißverhältnis zwischen Marokko und Algerien ist auf die späte Erschließung zurückzuführen. Das Eisenbahnnetz, zu einem großen Teil schmalspurig, erreichte bis 1950 eine Länge von knapp 8700 Kilometer, davon rund die Hälfte in Algerien. Wichtig ist auch die große Umschlagskapazität in den Seehäfen der drei Länder.

Die Präsenz der Franzosen in Nordafrika ist nicht nur durch die Eingriffe in das Wirtschaftsleben nachweisbar. Verändert haben sich auch die Struktur der Bevölkerung und das Bild und die Funktion der Städte. Im Jahre 1956 – vor der Unabhängigkeit Tunesiens und Marokkos – lebten im Maghreb ungefähr 1,75 Mill. Europäer; allein 900000 waren in Algerien ansässig. 80 Prozent dieser Europäer lebten in Städten; jedem, der arabische Städte kennt, wird klar, daß die von der Tradition geprägte, zumeist ummauerte Medina diese europäischen Zuwanderer nicht aufnehmen kann.

Der im einleitenden historischen Überblick bereits genannte erste französische Generalresident in Marokko, Marschall Lyautey, hat die Entwicklung der nordafrikanischen Städte während der französischen Kolonialzeit wesentlich beeinflußt. Sein Grundsatz vertrat Sinn für Tradition und politischen Weitblick: die Medina darf nicht verändert werden, für die Europäer soll eine eigene Neustadt, die „ville nouvelle“, errichtet werden. Diese kann einige Kilometer entfernt sein (s. Beispiele Fès, Marrakesch) oder sich unmittelbar an die Mauern der Medina anschließen (s. Tunis, Sousse).

Die Auswirkung auf die moderne Stadterweiterung und der damit verbundene Funktionswandel werden deutlich, wenn man berücksichtigt, daß nach dem 2. Weltkrieg ein Viertel der Europäer Algeriens in der Hauptstadt Algier, zwei Drittel des europäischen Bevölkerungsteils Tunesiens in Groß-Tunis und 42 Prozent der Europäer in Marokko in Casablanca, der wirtschaftlich bedeutendsten Stadt des Landes, gewohnt haben. Die koloniale Neustadt vereinigte zumeist alle administrativen, kommerziellen und kulturellen Funktionen. Zugleich war sie Wohnstadt. Da kein neuer Stadtkern da ist, gibt es in den „villes nouvelles“ keine Citybildung; kennzeichnend ist eine längere Zentralstraße (s. in Tunis die breite Avenue Habib Bourguiba, die vom Außenhafen La Goulette bis vor die Tore der Medina führt). Daneben gibt es – vor allem in Algerien – eine große Anzahl kolonialer Neugründungen, wobei auch die Namengebung häufig rein französisch war (W. Plum zählt in seinem Buch über den Maghreb einige hundert Namen auf, die nach der Befreiung geändert wurden)<sup>27</sup>.

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, daß sich sowohl die europäischen Stadtgründungen als auch die relativ spärlichen Industriezentren auf den mediterranen Küstensaum konzentrieren.

Daß die klimatischen Verhältnisse einen großen Einfluß auf die Bevölkerungsverteilung haben, wird leicht einsehbar, wenn man die Abnahme der Niederschläge von den Küstenlandschaften über die Steppenhochländer bis zur Sahara betrachtet. Die aufgezeigte räumliche Gliederung der Bevölkerung setzt aber auch ältere Traditionen fort, die im Gefüge der römischen Siedlungsverteilung gründen und teilweise in den folgenden byzantinischen, altarabischen und türkischen Epochen beibehalten worden waren. Wichtiger als Einzelheiten der Bevölkerungsentwicklung während der französischen Kolonialzeit und die ständige Zunahme des Anteils der Europäer zu analysieren (in Algerien machte er 1955 etwa 10 Prozent der Gesamtbevölkerung aus), ist folgende Feststellung: es kam aus weltanschaulichen, religiösen und sozialen Gründen zu keiner Vermischung der beiden Bevölkerungsgruppen. Europäische Oberschicht und arabische Unterschicht standen sich innerhalb der Sozialhierarchie stets geschlossen gegenüber; auch die kleineren und weniger wohlhabenden französischen Colons isolierten sich gesellschaftlich selbst von den wirtschaftlich etwa gleichgestellten arabischen Bodeneigentümern. Der eingangs zitierte Dumas gibt in seinem Reisebericht ein Gespräch mit einem Araber wieder, der das Verhältnis zwischen den beiden Völkern mit aggressiver Deutlichkeit umschreibt: „Tue einen Franzosen und einen Araber in den gleichen Kochtopf, laß sie drei Tage lang sieden, und selbst dann wirst du zwei verschiedene Fleischbrühen erhalten“<sup>28</sup>. Der Kritiker Eugen Mannoni sagt es so: beide leben „wie Wasser und Öl in einem Glas“.

Verglichen mit den 600 Jahren der römischen Kolonisation ist die Herrschaft Frankreichs in Nordafrika nur eine Episode. Sie hat den arabischen Maghreb nicht wieder in ein lateinisches Afrika zu verwandeln vermocht, auch wenn die romanischen Nachbarn aus Spanien und Italien kräftig mitgeholfen haben. Die erstrebte Assimilierung (*assimilation* ist ein Schlüsselwort der französischen Kolonialsprache) stieß auf die Barriere des Islam. Die Gemeinsamkeiten der heutigen Bewohner Nordafrikas sind nicht durch rassische Merkmale bestimmt (Araber und Berber haben anfangs eine getrennte Geschichte und unterscheiden sich in vielem), die arabische Sprache und der Islam bestimmen die heutige Kulturgemeinschaft.

Und damit sind wir bei den modernen Nationalisten des Maghreb und bei der Entkolonisierung angelangt, worunter sie den Abbau der politischen Vormundschaft Frankreichs verstehen. Das ist ein weites Feld – und ein neues Thema.

Zu den hier vorgetragenen Überlegungen seien nur folgende Schlußbemerkungen hinzugefügt: Die Nationalisten des Maghreb

sind sich einig in der Auffassung, daß die Atlasländer nicht dem westlichen Europa zugehören. Sie wenden sich entschieden gegen die Auffassung, daß die Invasion der Araber sie in eine ihnen nicht gemäße Bindung gedrängt habe. Römer und Franzosen verfolgten in ihrer Kolonialpolitik ähnliche Ziele – die modernen Staaten Nordafrikas haben sich von diesem „lateinischen Herrschaftsstreben“ gelöst. In El Moudjahid, dem Organ der Algerischen Befreiungsfront, wurde dieser Zusammenhang so gedeutet: „Die Integration Nordafrikas in die arabische Welt ist die entscheidende Tatsache unserer Geschichte. Die Araber waren nicht Kolonisatoren auf der Suche nach Land wie Rom und Frankreich. Sie brachten eine neue Religion und eine neue Zivilisation. Den Völkern boten sie soziale Gleichheit im Schoße der Gemeinschaft des Islam. Die Verschmelzung von Arabern und Berbern war das Ergebnis des freiwilligen Anschlusses der Berber an den Islam und den Arabismus. Aus dieser historischen Begegnung sollte der Maghreb geboren werden“<sup>29</sup>.

Die Präsenz Frankreichs wird hier schon – wie die des antiken Roms – der Vergangenheit zugerechnet. Der alten Kolonialmacht flicht man keine Kränze.

Anmerkung: Dieser Beitrag geht auf einen bei der Karawane-Osterkreuzfahrt 1977 „Rund um Italien bis Nordafrika“ gehaltenen Vortrag zurück.

## Anmerkungen zu Kaiser, Salammo

- 1 Vgl. B. H. Bonsels, in: G. Flaubert, Salammo, üg. G. Goyert, München 1959, S. 6.
- 2 Vgl. z. B. „Wir haben es gesehen.“ Augenzeugen berichten über die Judenverfolgung im Dritten Reich, hg. G. Schoenberner, München, zitiert nach der Lizenzausgabe Gütersloh o. J., S. 75ff. und S. 270ff.
- 3 Zu der umstrittenen Deutung des Namens vgl. H. Gese, Die Religionen Alt-syriens, RM 10, 2, Stuttgart 1970, S. 205f. – Für die Verbindung des Namens mit dem Amanusgebirge haben sich zuletzt dezidiert ausgesprochen Y. Yadin, Symbols of Deities at Zinjirli, Carthage and Hazor, in: Near Eastern Archaeology in the Twentieth Century. F. S. N. Glueck, ed. J. A. Sanders, Garden City/New York 1970, S. 204ff. und besonders S. 215f.; W. Helck, Betrachtungen zur großen Göttin und der ihr verbundenen Gottheiten, RKAMP 2, München und Wien 1971, S. 231, und E. M. Cross, Canaanite Myth and Hebrew Epic, Cambridge/Mass. 1973, S. 26ff.
- 4 Vgl. z. B. H. Donner u. W. Röllig, Kanaanäische und Aramäische Inschriften (KAI), Wiesbaden 1966<sup>2</sup>, Nr. 79 mit Nr. 99 bzw. A. Berthier u. R. Charlier, Le Sanctuaire punique d'el Hofra à Constantine (el-Hofra), Paris 1955, Nr. 28–30. – Die These von O. Eissfeldt, Baal Hammon und Tanit, FuF 12, 1936, S. 378 = Ras Schamra und Sanchunjaton, BRA 4, Halle 1939, S. 36, daß Tanit, Antlitz Baals, dem Gott innerhalb Karthagos vorgeordnet, außerhalb aber nachgestellt wurde, trifft wie z. B. KAI Nr. 97 aus Hadrumetum/Sousse zeigt, nur bedingt zu. Vgl. aber el-Hofra Nr. 55.
- 5 Vgl. dazu G. F. Moore, The Image of Moloch, JBL 16, 1887, S. 161ff. u. O. Eissfeldt, Molk als Opferbegriff im Punischen und Hebräischen und das Ende des Gottes Moloch, BRA 3, Halle 1935, S. 67ff.
- 6 Vgl. dazu R. du Mesnil du Buisson, Origine et évolution du panthéon de Tyr, RHR 164, 1963, S. 133f.; ders., Nouvelles études sur les dieux et les mythes de Canaan, EPRO 33, Leiden 1973, S. 32ff.; Gese, Religionen Alt-syriens, S. 192ff.
- 7 Diodor XX, 14, 4–7. – Vgl. auch Ps. Platon, Minos St. 315b.
- 8 FGrHist Jac II B 137 F 9, S. 745, 10ff.; Schol. Plat. Resp. 337 a (Phot. s. Sardonios gelos). Vgl. auch Diodor XIII, 86, 3.
- 9 Vgl. dazu O. Eissfeldt, Zur Frage nach dem Alter der phönizischen Geschichte des Sanchunjaton, FuF 14, 1938, S. 251ff. = Ras Schamra und Sanchunjaton, (Anm. 4), S. 67ff. = Kl. Schriften II, Tübingen 1963, S. 127ff.; ders., Religionsdokument und Religionspoesie, Religionstheorie und Religionshistorie. Ras Schamra und Sanchunjaton, Philo Byblius und Eusebius von Cäsarea, ThBl 17, 1938, Sp. 185ff. = Ras Schamra und Sanchunjaton, S. 75ff. = Kl. Schriften II, S. 130ff.
- 10 FGrHist Jac III C 790 F 3b, S. 814, 6ff. – Übersetzung C. Clemen, Die phönikische Religion nach Philo von Byblos, MVAG 42, 3, Leipzig 1939, S. 31f.
- 11 FGrHist Jac III C 790 F 3a, S. 813, 26ff.
- 12 Zur Quellenlage vgl. H. Chr. Schmitt, Elisa. Traditionsgeschichtliche Untersuchungen zur vorklassischen nordisraelitischen Prophetie, Gütersloh 1972, S. 32ff.; zur Sache vgl. R. Kittel, Die Bücher der Könige, HK I, 5, Göttingen 1900, S. 196.
- 13 In Frage kommen die Texte Corpus des tablettes en cunéiformes alphabétiques ed. Andrée Herdner (CTA), Paris 1963, Nr. 3:II:3–30; 6:II:26–III, 1 und 6:V:7–25+VI:7–38. Zum erst- und letztgenannten Text vgl. J. C. de Moor, The Seasonal Pattern in the Ugaritic Fertility Myth of Ba<sup>c</sup>lu, AOAT 16, Kevelaer und Neukirchen 1971, S. 95, 238 und 233f.; zum mittleren Text vgl. H. Cazelles, David's Monarchy and the Gibeonite Claim, PEQ 87, 1955, S. 165ff. u. besonders S. 168f., aber auch de Moor, S. 212f. Zum Befund insgesamt vgl. das besonnene Urteil von Gese, Religionen Alt-syriens, S. 175.

<sup>14</sup> „Religionsfrevle eher als Religionsbrauch“.

<sup>15</sup> Hist. IV, III, 23.

<sup>16</sup> Apol. 9. – Übersetzung C. Becker, Tertullian, Apologeticum. Verteidigung des Christentums. Lateinisch und deutsch, München 1952, S. 87. – Daß hier unter dem Prokonsul Tiberius nicht der gleichnamige Kaiser zu verstehen ist, betont mit Recht z. B. G. Charles-Picard, *Les religions de l'Afrique antique, Civilisations d'hier et d'aujourd'hui*, Paris 1954, S. 132ff.; vgl. auch Becker, S. 315 zu Apol. 9, 2. – Zur Sache vgl. ferner Minucius Felix, *Octavius* XXX, 3; Augustin, *De civitate Dei* VII, 26. Weitere reichliche Belege bei St. Gsell, *Histoire ancienne de l'Afrique du Nord* Vol. IV. *La civilisation carthaginoise*, Paris 1924<sup>2</sup> (= Osnabrück 1972), S. 405ff.

<sup>17</sup> XXXIV, 39.

<sup>18</sup> Vgl. dazu Gese, *Religionen Altsyriens*, S. 194f.

<sup>19</sup> FGrHist Jac II B 137 F 9, S. 745, 15.

<sup>20</sup> Plutarch, *De superstitione* 171d. Vgl. z. B. auch Diodor, XIII, 86, 3: „paida sphagisas“, „einen Knaben schlachtend“, und zum Problem der Terminologie und Sache ausführlich J. Guy, *Ksiba et à propos de Ksiba*, MAH 54, 1937, S. 93ff. samt seinem Verweis auf Porphyrios, *De abstinentia* II, 27 auf S. 99. Zu Kleitarch, FGrHist Jac II B 137, F 9, S. 745, 19 (epeí gelontes apothnâskousi), vgl. unbedingt Guy, S. 94f.; zur Frage der Schlachtung vor dem Verbrennen auch J. G. Février, *Essai de reconstitution du sacrifice molek*, JA 248, 1960, S. 179f.

<sup>21</sup> Kleitarch, FGrHist Jac II B 137 F §, S. 745, 15ff.

<sup>22</sup> Luc. Syr. D 58; vgl. auch C. Clemen, *Lukians Schrift über die syrische Göttin* übersetzt und erklärt, AO 37, 3/4, Leipzig 1938, S. 27; zur Schrift auch Gese, *Religionen Altsyriens*, S. 34f.

<sup>23</sup> Vgl. auch O. Kaiser, *Der Prophet Jesaja*. Kapitel 13–39, ATD 18, Göttingen 1976<sup>2</sup>, S. 242ff. – Zu Plutarch, *De superstitione* 171d vgl. auch Février, S. 183.

<sup>24</sup> Plutarch, *De superstitione* 171 d. Vgl. aber auch Guy, MAH 54, 1937, S. 96.

<sup>25</sup> G. u. Colette Charles-Picard, *La vie quotidienne à Carthage au temps d'Hannibal*, Paris 1958, S. 152. – Zur Kindesaussetzung vgl. W. Tarn u. G. T. Griffith, *Die Kultur der hellenistischen Welt (Hellenistic Civilization<sup>9</sup>)*, üg. Gertrud Bayer, Darmstadt 1966, S. 116ff., und U. Kahrstedt, *Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit*, Bern 1958, S. 57.

<sup>26</sup> Vgl. dazu O. Kaiser, *Den Erstgeborenen deiner Söhne sollst du mir geben. Erwägungen zum Kinderopfer im Alten Testament*, in: *Denkender Glaube. Festschrift C. H. Ratschow*, Berlin 1976, S. 24ff. und besonders S. 45ff.

<sup>27</sup> Vgl. Philon von Byblos, FGrHist Jac III C 790 F 2, S. 811, 14; vgl. auch die Belege bei Gsell, (Anm. 16), S. 288ff.

<sup>28</sup> Vgl. dazu E. M. Cross, (Anm. 3), S. 26ff.; aber auch W. Röllig, *Artikel ‚Baal-Hammon‘*, in: *Götter und Mythen im Vorderen Orient*, Wörterbuch der Mythologie I, Stuttgart 1965, S. 271f.

<sup>29</sup> KAI 24, 16. – Zur Gründung Karthagos statt im späten 9. vermutlich erst im letzten Drittel des 8. Jahrhunderts v. Chr. vgl. K. Galling, *Der Weg der Phöniker nach Tarsis in literarischer und archäologischer Sicht*, ZDPV 88, 1972, S. 158ff.

<sup>30</sup> R. du Mesnil du Buisson, *Les tessères et les monnaies de Palmyre*, Paris 1962, S. 198.

<sup>31</sup> Gegen Gsell, (Anm. 16), S. 280 mit O. Eissfeldt, *Die Wanderung palästinensischer Götter nach Ost und West im zweiten vorchristlichen Jahrtausend*, JPOS 14, 1934, S. 58 = *Kl. Schriften* II, S. 58.

- <sup>32</sup> KAI 81, 1. – Für die Identifikationen vgl. die Belege bei Gsell, (Anm. 16), S. 255ff.
- <sup>33</sup> Vgl. S. Moscati, *Die Phöniker von 1200 vor Christus bis zum Untergang Karthagos*, Magnus Kulturgeschichte, Essen 1975, S. 267.
- <sup>34</sup> Vgl. zu dieser Göttin jedenfalls Cross, (Anm. 3), S. 28ff.
- <sup>35</sup> Zur Diskussion vgl. Gsell, (Anm. 16), S. 245ff.; Gese, *Religionen Altsyriens*, S. 206f.; Yadin, (Anm. 3), S. 217ff. und Cross, (Anm. 3), S. 30.
- <sup>36</sup> Vgl. dazu W. W. Graf Baudissin, *Adonis und Esmun*, Leipzig 1911, S. 86f. – Zu den Befunden und der Deutung des Namens vgl. auch W. Fauth, *Kl. Pauly* 4, München 1972, Sp. 1504.
- <sup>37</sup> Vgl. Tarn u. Griffith, (Anm. 25), S. 192.
- <sup>38</sup> Vgl. Polyb. I, 65ff. und Diodor XXV, 2ff.
- <sup>39</sup> Vgl. F. L. Benz, *Personal Names in the Phoenician and Punic Inscriptions*, StP 8, Rom 1972, S. 122ff. und S. 155ff.
- <sup>40</sup> Vgl. Anna Maria Bisi, *Le stele puniche*, SS 27, Rom 1967, S. 70f., ferner S. 58f.
- <sup>41</sup> Zu den bisherigen Fundstätten vgl. die knappen Übersichten bei S. Moscati, *New Light on Punic Art*, in: *The Role of the Phoenicians in the Interaction of Mediterranean Civilizations*, ed. W. A. Ward, Beirut 1968, S. 68; ders., *Centri artigianali fenici in Italia*, Riv. Stud. Fen. 1, 1973, S. 39, vgl. auch seine Beschreibung der Tophetanlagen, *Il sacrificio dei fanciulli*, RPARA 38, 1965/66, S. 63f. und die Nachweise bei Kaiser, (Anm. 26), S. 30 Anm. 15.
- <sup>42</sup> Vgl. L. Köhler u. W. Baumgartner, *Lexicon in Veteris Testamenti Libros*, Leiden 1953, S. 1038b sub voce.
- <sup>43</sup> Vgl. dazu L. Poinssot u. R. Lantier, *Un sanctuaire de Tanit à Carthage*, RHR 87, 1923, S. 32ff.; G. Picard, *Le sanctuaire dit de Tanit à Carthage*, CRAI 1945, S. 443ff.; D. Harden, *The Phoenicians, Ancient Peoples and Places*, London 1963<sup>3</sup>, S. 94ff.; M. H. Fantar, in: *L'espansione fenicia nel Mediterraneo*, ed. S. Moscati, SS 38, Rom 1971, S. 139ff. sowie P. Cintas, *Manuel d'archéologie punique I*, Paris 1970, S. 311ff.
- <sup>44</sup> Vgl. dazu P. Cintas, *Le sanctuaire punique de Sousse*, Rev. Africaine 91, 1947, S. 1ff. und zur Feuerstelle S. 34f. Vgl. auch Fantar, (Anm. 43), S. 135.
- <sup>45</sup> Vgl. Cintas, (Anm. 44), S. 14ff.; Bisi, (Anm. 40), S. 94ff.
- <sup>46</sup> Vgl. Bisi, ebenda, S. 151f.; ferner Gese, *Religionen Altsyriens*, S. 209ff.
- <sup>47</sup> Vgl. Cintas, (Anm. 44), fig. 129.
- <sup>48</sup> Vgl. Cintas, ebenda, S. 78ff. und fig. 123–125.
- <sup>49</sup> Vgl. dazu St. Gsell, *Stèles votives à Saturne découvertes près de N'Gaous (Algérie)* par Jeanne et Prosper Alquier, CRAI 1931, S. 21ff.; J. Carcopino, *Survivance par substitution des sacrifices d'enfants dans l'Afrique romaine*, RHR 106, 1932, S. 592ff.; O. Eissfeldt, *Molk als Opferbegriff* (Anm. 5), S. 1ff.; J. G. Février, *Le rite de substitution dans les textes de N'Gaous*, JA 250, 1962, S. 1ff.
- <sup>50</sup> „Was gut und günstig, glücklich und gedeihlich sei!“
- <sup>51</sup> Übersetzung Eissfeldt, *Molk als Opferbegriff* (Anm. 5), S. 3.
- <sup>52</sup> Übersetzung Eissfeldt, ebenda, S. 4.
- <sup>53</sup> Er setzt sich aus *molk*, „Darbringung“ und *'immar*, „Lamm/Widder“, zusammen. Zur Diskussion vgl. das Referat von H. Cazelles, *Molok*, DBS 5, Paris 1957, Sp. 1337ff.
- <sup>54</sup> KAI 61 B, ergänzt nach KAI 61 A.

- <sup>55</sup> el-Hofra Nr. 54.
- <sup>56</sup> Vgl. J. Richard, *Étude médico-légale des urnes sacrificielles puniques et leur contenu*. Thèse pour le Doctorat en médecine, Institut Médico-Légal de Lille (1961), referiert bei R. de Vaux, *Studies in Old Testament Sacrifice*, Cardiff 1964, S. 82ff. – Vgl. auch Poinssot u. Lantier, *RHR* 87, 1923, S. 55ff.
- <sup>57</sup> Vgl. z. B. *Corpus Inscriptionum Semiticarum* (C.I.S.), Nr. 3328; 3330; 3439.
- <sup>58</sup> Vgl. z. B. C.I.S. Nr. 3388; 3391; 3394; 3395; 3396; 3401.
- <sup>59</sup> Vgl. z. B. C.I.S. Nr. 3386; 3389; 3392; 3393; 3397; 3400.
- <sup>60</sup> Vgl. z. B. C.I.S. Nr. 3407; 3442.
- <sup>61</sup> Vgl. z. B. C.I.S. Nr. 3524.
- <sup>62</sup> Vgl. z. B. C.I.S. Nr. 3390; 3522; 3564.
- <sup>63</sup> Vgl. z. B. C.I.S. Nr. 3263; 3278; 3399; 3529; 3577; 3588; 3598.
- <sup>64</sup> Vgl. z. B. C.I.S. Nr. 3323; 3334; 3356; 3369; 3456; 3457; 3459; 3460.
- <sup>65</sup> Vgl. C.I.S. Nr. 3333.
- <sup>66</sup> Vgl. C.I.S. Nr. 3513.
- <sup>67</sup> Vgl. C.I.S. Nr. 3284.
- <sup>67a</sup> Vgl. z. B. C.I.S. Nr. 3321; 3432.
- <sup>68</sup> Vgl. Ps 50, 14f.; Koh 5, 3f.
- <sup>69</sup> el-Hofra Nr. 34. – Zur Verteidigung der Übersetzung der kursiv gedruckten Phrase vgl. J. Hofstijzer, *Eine Notiz zum punischen Kinderopfer*, *VT* 8, 1958, S. 288f. – Eine bequeme Zusammenstellung der älteren Ansichten findet sich bei R. Charlier, *La nouvelle serie de stèles puniques de Constantine et la question des sacrifices dits ‚molchomor‘*, *Carthago* 4, 1953, S. 5ff., vgl. S. 21ff., ferner el-Hofra, S. 30. – J. G. Février hat seine ‚Mochomor‘, *RHR* 143, 1953, S. 11 vorgelegte Deutung des MLK DM BSRM BTM als „blutiges Opfer statt seines Kindes aus eigenen Mitteln“ *JA* 248, 1960, S. 54 wiederholt.
- <sup>70</sup> Vgl. R. Dussaud, *Les origines cananéennes du sacrifice israélite*, Paris 1921, S. 164. – Vgl. auch die homerische Demeter Hymne 231–261 und dazu W. Burkert, *Homo necans*. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen, *RGVV* 32, Berlin und New York 1972, S. 30/9: „Zur Unsterblichkeit läutern wollte sie (sc. Demeter) ihn, sagte der Mythos, und die Religionswissenschaft kann viel Material für solchen Glauben an Feuermagie beibringen; der Wirklichkeitssinn der Mutter des Knaben indes erkennt ganz richtig: dieser Weg führt in den Tod; ihr ‚Unverstand‘, den die Göttin tadelt, besteht darin, daß sie diesen Weg scheut.“
- <sup>71</sup> Vgl. dazu Maria Gulia Guzzo Amadasi, in: *Mozia V*, SS 31, Rom 1969, S. 78f., ferner S. 53 und Tav. LXVIII.
- <sup>72</sup> Vgl. dazu G. Garbini, in: *Monte Sirai III*, SS 20, Rom 1966, S. 90ff. und dazu Tav. LIII, 1. – Zur Datierung vgl. Garbini, in: *Monte Sirai I*, SS 11, Rom 1964, S. 66.
- <sup>73</sup> Die Einzelnachweise für diese Hypothese habe ich in meinem Aufsatz „Den Erstgeborenen deiner Söhne sollst du mir geben. Erwägungen zum Kinderopfer im Alten Testament“, in: *Festschrift C. H. Ratschow*, Berlin u. New York 1976, S. 24ff. geführt.
- <sup>74</sup> Mi 6, 6–8 in der Übersetzung von A. Weiser, *Das Buch der zwölf Kleinen Propheten*, ATD 24, Göttingen 1967<sup>5</sup>, S. 279. Zu der hier vorausgesetzten zeitlichen Ansetzung vgl. O. Kaiser, *Einleitung in das Alte Testament*, Gütersloh 1975<sup>3</sup>, S. 211. – Die Abkürzungen folgen S. Schwertner, *Internationales Abkürzungsverzeichnis für Theologie und Grenzgebiete*, Berlin und New York 1974.

## *Anmerkungen zu Storm, Afrikanisches Kolosseum*

- 1 römische Bezeichnung der Bewohner Karthagos, die von der modernen Wissenschaft übernommen wurde, um sie von den phönikischen Stadtgründern zu unterscheiden
- 2 Ras Dimasse an der Ostküste des Sahel
- 3 negotiatores
- 4 deren Ausdehnung etwa dem heutigen Tunesien entspricht
- 5 Sousse
- 6 öffentliche Getreideversorgung, hier vor allem der Stadt Rom
- 7 = 420.000 t bzw. 1.193 t pro Tag; im 4. Jh. waren es 63.000 t pro Tag
- 8 Tabarka
- 9 römische Landvermessung und Parzellierung mit einer Grundeinheit von 100 heredia = 200 jugera (1 jugerum = 120 x 240 Fuss (29,6 cm) = 35,52 x 71,04 m = 2.523 qm)
- 10 C.R.A.I. Comptes Rendu des Séances de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres 1929, S. 307 ff.
- 11 von den Fatimiden, die in ihrer Hauptstadt Kairo ein Gegenkalifat errichtet hatten, aus Rache für ihre Absetzung durch die Abbasiden zum Einbruch in den der abbasidischen Oberhoheit unterstehenden Maghreb (arab.: Westen) getrieben
- 12 Berberdynastie in Tunis, 13.-16. Jh., gegründet von Abu Zakariyya, Statthalter der Almohaden
- 13 Henchir Botria
- 14 Lamta
- 15 Salakta
- 16 CIL VIII 22.845
- 17 Artaxerxes I.
- 18 Mainz
- 19 cursus honorum
- 20 Aufseher über die Finanzen
- 21 mit der Aufsicht über die öffentliche und private Bautätigkeit, die Wasserversorgung, den Betrieb von Bädern und Märkten, öffentlichen Spielen und Bordellen sowie der Reglementation von Begräbnissen betrauter Beamter
- 22 städtischer Ratsherr
- 23 Lyon
- 24 als Küstenpolizei, zur Überwachung von Straßen, für Hilfsdienste bei der Steuer-einziehung durch die Prokuratoren, zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten, für den Begleitschutz von Provinzialbeamten, gegen Ende des 3. Jhs. auch zur Verhaftung von Christen
- 25 milites
- 26 Sbeitla
- 27 Harran
- 28 Nusaybin
- 29 Transjordanien gehörte zur römischen Provinz Arabia (nicht mit der arabischen Halbinsel identisch)

- 30 Sbeitla
- 31 Transkripton für Gennadius
- 32 Gafsa
- 33 arab, Qairawan = Lagerstadt
- 34 Aurès
- 35 Thouda
- 36 nordöstlich von Sufetula
- 37 Ksar Baghai
- 38 Festung der Prophetin
- 39 J. Formigé: L'Amphithéâtre d'Arles in: *Revue Archéologique*, Paris 1964, T. II, S. 113
- 40 Maße nach H. Fuhrmann, in: *Archäologischer Anzeiger* 1940, Sp. 369
- 41 Salakta
- 42 vela
- 43 cavea
- 44 2 Fuß
- 45 spoliaria
- 46 claustra
- 47 oder nach Thabraca (Tabarka) im Norden – die diesbezüglichen Angaben widersprechen sich und nennen als Ziel der Flucht auch Numidien
- 48 Sousse
- 49 Lamta
- 50 Ras Dimasse
- 51 Henchir Botria
- 52 V. Guérin: *Voyage archéologique dans la Régence de Tunis*, Paris 1862  
Hadrumethum S. 108, Leptis Minor S. 127, Acholla S. 162 – alle nicht mehr erhalten
- 53 L. Foucher: *Hadrumetum*, Paris 1964, S. 314, Anm. 1299
- 54 ludus
- 55 A. Lézine: *Les Cahiers de Tunisie* 8 1960 S. 34-37
- 56 *Archeologia* XXIV 1973, S. 78-80, Wrocław
- 57 spectacula
- 58 Capua
- 59 spina
- 60 z. B. Sutri, Syrakus, Cagliari, Korinth
- 61 vomitoria
- 62 Ilias 23, 205 ff.
- 63 Manen, lat. manes
- 64 R. E. Pauly-Wissowa XI, Sp. 1026, Nr. 59
- 65 Orange
- 66 R. E. I A.1, Sp, 1272
- 67 venationes
- 68 Volk in Mittelgriechenland

## *Anmerkungen zu Storm, Lixus*

- 1 Ptolem. 4, 1, 2
- 2 Der türkische Titel Pascha für hohe Offiziere und Beamten wurde wahrscheinlich schon von dem scherifischen Saditenherrscher Ahmed el-Mansûr (1578-1602) zusammen mit der türkischen Regierungsform und dem türkischen Herrschertitel Sultan übernommen, obwohl weder damals noch später die Osmanen Marokko beherrschten. Es handelt sich ganz einfach um die Übernahme einer von der islamischen Großmacht jener Epoche geprägten Terminologie, die sich bis in jüngste Zeit in Marokko erhalten hat.
- 3 In den Mündungen sinkstoffreicher Flüsse an der Grenze der Gezeitenströmungen durch Ausfällung der Sinkstoffe gebildete Hindernisse im Flußbett.
- 4 Geogr. Graeci Min. I, 1–14, ed. Müller.
- 5 Geogr. Graeci Min. I, 565, ed. Müller.
- 6 Plin. Nat. hist. 5,3; 19,63.
- 7 1, 2, 3.
- 8 Nat. hist. 19,63.
- 9 z. B. die berühmten Silberbergwerke in Tartessos.
- 9<sup>a</sup> (El Bekri: Description de l'Afrique septentrionale, Übers. de Slane, 2. Ausg., Alger, 1911/12 S. 223.)
- 9<sup>b</sup> (R. el Qirtas: Histoire des souverains du Maghreb et Annales de la ville de Fés, Übers. Beaumier, Paris 1860, S. 566.)
- 10 Plinius Nat. hist. 31,93.
- 11 Latinisierte Form des griechischen „garon“, da die Römer nach Ausonius (Ep. 21,7) keine eigene Wortbildung dafür hatten.
- 12 Seneca Ep. 95,25.
- 13 Soße der Provinzen oder Bundesgenossen, nach Seneca Ep. 95,25, Plinius Nat. hist. 31,93.
- 14 garum piperatum.
- 15 Ep. 95,25.
- 16 Nat. hist. 9,67.
- 17 Martial Ep. 13,40.
- 18 Nat. hist. 31, 94,95.
- 19 13, 102.
- 20 Com. Att. Frgta. ed. Kock, I, 186.
- 21 ebda. II, 43.
- 22 Plin. Nat. hist. 19,63.
- 23 Ep. 16,2; 17,2.
- 24 1. c. c.4.
- 25 Adv. Iud. 7.
- 26 Der Streit um die Gültigkeit der von häretischen Bischöfen gespendeten und von später abgefallenen Christen erhaltenen Taufe. Er brach um die Mitte des 3. Jahrhunderts aus und hatte Bischof Cyprian von Karthago zum Verfechter ihrer Ungültigkeit, der deshalb eine erneute Taufe für notwendig hielt, während Papst Stephan I. (254 – 257) sie ablehnte. Zwischen ihm und dem Primas von Africa entstand darüber ein Streit, doch wurde Cyprian nicht exkommuniziert, weil damals der Papst nur römischer Bischof war und außerhalb seiner Diözese keine Gewalt hatte.
- 27 Des kaiserlichen Statthalters der Provinz Mauretania Tingitana.

## *Anmerkungen zu Seewald, Christentum und Islam*

- <sup>1</sup> Emmanuel Kellerhals, „Der Islam – Seine Geschichte, seine Lehre, sein Wesen“, München – Hamburg 1969, Seite 149 f.
- <sup>2</sup> „Lexikon für Theologie und Kirche“, Freiburg 1963, Band 8, Spalte 1165.
- <sup>3</sup> Der Koran, Sure 4/103 ff. (Zitiert nach der Übersetzung von Max Henning, Reclam-Ausgabe 1960).
- <sup>4</sup> Kellerhals, a.a.O. Seite 156 f.
- <sup>5</sup> Koran, Sure 29/64.
- <sup>6</sup> Koran, Sure 5/73.
- <sup>7</sup> Lenin in „Sozialismus und Religion“.
- <sup>8</sup> Koran, Sure 4/161.
- <sup>9</sup> Hebr. 1, 1 f.
- <sup>10</sup> Koran, Sure 5/16–18.
- <sup>11</sup> Koran, Sure 5/72.
- <sup>12</sup> Monophysitismus: Von Cyrill von Alexandrien († 444) vertretene Lehre, wonach in Christus die Verschiedenheit der göttlichen und menschlichen Wirklichkeit (Natur) aufgegeben, die Menschheit Christi also bloße Erscheinungsform des Logos ohne eigene Wirklichkeit gewesen sei.
- <sup>13</sup> Nestorianismus: Nach Nestorius (428 Patriarch von Konstantinopel) benannte Irrlehre, die die Identität des Menschen Jesu mit dem Gottessohn leugnet.
- <sup>14</sup> Arianismus: Lehre des Arius (Alexandrianischer Theologe, gest. 336), wonach Christus ein Geschöpf des Vaters, eine Art Mittelwesen zwischen Gott und Welt ist.
- <sup>15</sup> Karl Müller SVD, „Die Kirche und die nichtchristlichen Religionen“, Aschaffenburg 1968, Seite 130.
- <sup>16</sup> J. Henninger, „Spuren christlicher Glaubenswahrheit im Koran“, Schöneck/Beckenried 1951, Seite 1.
- <sup>17</sup> Koran, Sure 5/77–78.
- <sup>18</sup> Alfred Läßle, „Jesus von Nazareth – Kritische Reflexionen“, Don Bosco-Verlag, München 1972, Seite 40.
- <sup>19</sup> Läßle, a.a.O. Seite 41.
- <sup>20</sup> Hilarius von Poitiers (320 – 367), „De Trinitate“ II, 2 (zitiert nach Alfred Läßle, a.a.O. Seite 40 f.).
- <sup>21</sup> S. Zwemer, „The Moslem Doctrine of God“, 1905 (zitiert nach Kellerhals, a.a.O. Seite 75 f.).
- <sup>22</sup> Kellerhals, a.a.O. Seite 76.
- <sup>23</sup> Karl Müller, „Die Kirche und die nichtchristlichen Religionen“, Aschaffenburg 1968, Seite 130.
- <sup>24</sup> Koran, Sure 19/94.
- <sup>25</sup> Ein Wort Mohammeds aus der islamischen Tradition.
- <sup>26</sup> Lk. 15, 20 ff.
- <sup>27</sup> Geheime Offenbarung des Johannes 21, 4.
- <sup>28</sup> Koran, Sure 19/91–93.

- 29 Buch Exodus 4, 22 f.  
 30 2. Buch Samuel 7, 13 f.  
 31 Koran, Sure 2/81.  
 32 Koran, Sure 3/40.  
 33 Koran, Sure 4/169.  
 34 Koran, Sure 5/109 f.  
 35 Koran, Sure 5/76.  
 36 Koran, Sure 3/52.  
 37 Koran, Sure 4/156.  
 38 Jak. 2, 14 – 17.  
 39 Koran, Sure 2/23.  
 40 Koran, Sure 4/38.  
 41 I. Korintherbrief 11, 3 – 10.  
 42 I. Brief an Timotheus 2, 11 – 15.  
 43 I. Petrusbrief 3, 6 – 7.  
 44 Gertrud von Le Fort, „Die ewige Frau“, Kösel-Verlag München 1960, Seite 14 ff.  
 45 Geheime Offenbarung des Johannes 17, 1–6.  
 46 Gertrud von Le Fort, a.a.O. Seite 23.  
 47 Goethes „Faust“, 2. Teil.  
 48 Thomas Ohm, „Mohammedaner und Katholiken“, Kösel-Verlag München 1961.  
 49 In der französischen Zeitschrift „Missi“; 1956, 287 (zitiert nach Thomas Ohm, a.a.O. Seite 32).  
 50 Acta Apostolicae Sedis vom 22. 8. 1959.  
 51 Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, zitiert nach „Konzilsdekrete 2“, Paulus-Verlag Recklinghausen 1966, Seite 30 f.  
 52 Buch Genesis 17, 20 und 21, 13.  
 53 Kellerhals, a.a.O. Seite 163 f.  
 54 Kellerhals, a.a.O. Seite 164.

### *Anmerkungen zu Graef, Die französische Kolonisation*

- <sup>1</sup> Zitiert nach der dt. Ausgabe, die 1969 unter dem Titel „Nach Spanien und Nordafrika“ bei Hoffmann & Campe, Hamburg, erschienen ist, Dumas, S. 463.  
<sup>2</sup> Dumas, S. 356.  
<sup>3</sup> Dumas, S. 448.  
<sup>4</sup> Dumas, S. 446.  
<sup>5</sup> Dumas, S. 445.  
<sup>6</sup> Dumas, S. 374.  
<sup>7</sup> Dumas, S. 486.  
<sup>8</sup> Dumas, S. 487.  
<sup>9</sup> Dumas, S. 473.  
<sup>10</sup> Dumas, S. 474.

- 11 S. Ausgrabungen von Djemila, dem röm. Cuicul. 1838 fanden die Franzosen hier nur noch ganz wenige über den Boden hinausragende Ruinen. Nach den Ausgrabungen von 1909 wurde eine großzügig angelegte Stadt sichtbar.
- 12 Die Deys waren ein Gegenstück zu den ebenfalls aus der türkischen Militärkaste entstammenden Beys von Tunis, die aber dort eine stabile Erbmonarchie entwickelten, während die Deys von den Janitscharenoffizieren eingesetzt wurden.
- 13 Andere Quellen sprechen von einer „Berührung“.
- 14 S. die Bemerkungen des Generalgouverneurs im Gespräch mit Dumas.
- 15 S. „Enzyklopädie des Islams“, 4 Bände u. Erg.-Band. Leiden 1908–1934.
- 16 In dem Erlaß heißt es: „Bezugnehmend auf das Gesetz vom 9. März 1831 und auf den Bericht Unseres Staatssekretärs im Kriegsministerium haben Wir verfügt und befehlen Folgendes:  
Artikel 1: Es soll eine Legion errichtet werden, deren Angehörige ausschließlich Ausländer sind. Diese Legion wird den Namen Fremdenlegion führen.“ Zitiert nach Ellert, Gerhart. Europas verlorene Küste, Wien 1970, S. 293.
- 17 Scherifen heißen die Abkömmlinge des Propheten.
- 18 S. Fernau, Friedrich-Wilhelm: Arabischer Westen. Der Maghreb in Bewegung, Stuttgart 1959, S. 24.
- 19 S. Fischer Länderkunde, Bd. 4, Nordafrika und Vorderasien, hrsg. v. Horst Mensching und Eugen Wirth (Bd. FH 6123).
- 20 Unter Transhumanz versteht man die im Laufe eines Jahres regelmäßig wiederkehrende Wanderung vom Hochland in Täler oder umgekehrt.
- 21 S. Achenbach, H.: Das Hinterland von Skikda/Ostalgerien. In: Geographische Rundschau, Heft 8, 1971, S. 320.
- 22 S. Fernau, Anm. 18.
- 23 S. Le Monde v. 23. I. 1974.
- 24 Isnard, H., Le Maghreb, Paris 1966.
- 25 S. Arnold, A.: Die Industrialisierung und Tunesien und Algerien. In: Geographische Rundschau, Heft 8, 1971, S. 306.
- 26 1929 erreichte der Bergbau auf Phosphate im Maghreb 55 Prozent der Weltförderung; vgl. hierzu die anhaltenden Auseinandersetzungen um das Gebiet der früheren span. Sahara.
- 27 Plum, W.: Sozialer Wandel im Maghreb, Hannover, 1967.
- 28 Dumas, S. 493.
- 29 S. El Moudjahid, Ausgabe vom 13. Juni 1958.

## DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender G.-Prof. Dr. Kurt Bachteler – herausgegeben, dieses Heft von Peter Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 1/2 – 1978 kostet für Einzelbezieher DM 7,60, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 15,-. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

### *Abbildungsnachweis:*

Prof. Dr. Otto Kaiser: S. 14, Nachzeichnung des Verfassers nach einem Foto bei G. Picard, Carthage, trl. Miriam und L. Kochan, London 1964, S. 20 fig. 4; Seite 16, nach Anna Maria Bisi, *Le stele puniche*, fig. 56 und S. 18, ebenda, fig. 112; S. 21, Nachzeichnung des Verfassers nach Bisi, Tav. LXV, 2; Archiv Elfriede Storm: Abb. S. 64, 73, 75, 77, 81, 82, 86, 88; M. Ponsich: Abb. S. 68, 71; Deutsches Archäologisches Institut, Rom: Abb. S. 48, 52; Dr. Hans Seewald: Abb. S. 103; A. K. Lutz: Abb. S. 4, 43, 56, 60; Peter Schimmel: Abb. S. 28, 40, 41; Archiv Karawane: Abb. S. 26, 62, 118, 119, 122; Peter Albrecht: Abb. S. 23, 25, 34, 51, 115, Titelbild.

### *Vorankündigung:*

Das nächste Heft wird Griechenland gewidmet sein.

### *Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen 1978/79*

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, 7140 Ludwigsburg, Marbacher Straße 96, anzufordern.

## LITERATUR AUS DEM KARAWANE-VERLAG

### **Das Mittelmeer – Völker des Okzidents**

Werner Hülle: Die Megalithkultur im westlichen Mittelmeerraum; Kurt Albrecht: Die Herren Tyrier von Karthago; Wolfgang Schmidt-Brücken: Die Westgriechen; Karl Wüst: Antike Theaterbauten Siziliens.

60 Seiten, 23 Abbildungen und Zeichnungen

DM 2,90

### **Das Mittelmeer – Rund um die Tyrrhenis**

Albrecht Rupprecht: Die Römer im westlichen Mittelmeer; Kurt Bach-  
teler: Germanische Reiche im westlichen Mittelmeer; Kurt Albrecht:  
Die Araber des Westens; Hartmut Bonz: Skizzen zur Landschaft und  
Geschichte Sardinien; J. Hesselbach: Die Etrusker; Ernst und Ilse  
Plewe: Das Westmittelmeer – Aspekte seiner Natur und Wirtschaft;  
Jürgen Hagel: Streiflichter auf Sozialstruktur und Wirtschaft des  
Westmittelmeeres.

76 Seiten, 23 Abbildungen und Zeichnungen

DM 3,40

### **Hellenismus – Götter und Kaufleute**

Otto Lange: Antike Münzen des Ägäischen Raumes; Franz-Ulrich  
Simon: Gesellschaft und Wirtschaftsleben in Kleinasien zur Zeit des  
Hellenismus; Jürgen Kleine: Milet – Aspekte der Stadt in hellenisti-  
scher Zeit; Elfriede Storm: Palmyra – Karawanenstadt und Königin  
der Wüste.

96 Seiten, 77 Bilder, Karten und Zeichnungen

DM 8,50

Hartmut Bonz:

### **Sardinien,**

### **Zeugen der Vergangenheit in lebendiger Gegenwart**

Inhalt: Cagliari; Die Geologie Sardinien; Die Salinen; Die frühe Ge-  
schichte der Insel; Die Campidanoebene – Barumini und Oristano;  
Die Nuraghen Barumini; Südwestsardinien; Die nachrömische Ge-  
schichte Sardinien; Nora-Domus de Maria-Teulada; Das Pflanzen-  
kleid Sardinien; Teulada – Giba – S. Giovanni Suergiu – S. Antioco;  
Das Bergbauggebiet der Iglesiente; Rund um das Gennargentumassiv;  
Nuoro; Die Ostküste am Golf von Orosei; Nuoro – Macomer – Bonor-  
va – S. Andrea Piu; Torralba – Borutta – Alghero; Exkursion in die Nurra;  
Alghero – Anghelu Ruiu – Fertilia – Porto Conte – Neptungrotte –  
Capo Caccia; Sassari; Die Gallura.

112 Seiten, 76 Bilder und Karten

DM 11,50

## **KARAWANE-VERLAG**

**7140 LUDWIGSBURG, MARBACHER STRASSE 96**